

# Die Zukunft

Herausgeber:

**Maximilian Harden.**

Inhalt:

	Seite
Niemoths Nachfolger . . . . .	153
Das Jubiläum der Cherverfarbendindustrie. Von Julius W. Prägl . . . . .	174
Pariser Ausstellungen. Von Benno Müllenaer . . . . .	176
Habeais. Von Wilhelm Weigand . . . . .	181
Selbstmordigen. Von Ed. Seyler, Schelper, Sewell, Strodt . . . . .	190
Elektrizität. Von Labou . . . . .	192

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 8 a.

1906.

Die Hypotheken-Abteilung des  
**Bankhauses Carl Neuburger,**  
 Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,

hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen Beleihung zu zeitgemässen Zinssätzen nachzuweisen, und zwar für den Gelddgeber völlig kostenfrei.

**An- und Verkauf von Grundstücken**

9-4 Uhr.

**Restaurant Hundekehle im Grunewald**

**Diners à 3,00 Mk. (Gut gepflegte Weine)** täglich in der Wein-Abteilung in geschloss. Räumen, Reichhaltige Speisen nach der Karte zu soliden Preisen. **Original Pilsner - Weihenstephan - Berliner Hockbrauerel.**

Vom Bahnhof Grunewald in 5 Min. zu erreichen. Von der Haltestelle der elektr. Bahn in 2 Minuten zu erreichen. Die Wege sind abends elektrisch beleuchtet.

**Hermann Otto, Hoflieferant.**

Dr. med. A. Smith'sches Ambulatorium für

**Herz- und Nervenkrankte**

Berlin W. 66, Potsdamerstr. 52.

Funktionelle Untersuchung und Behandlung. Ausführliches im Prospekt (frei).

Literatur: Dr. med. Max Aash, Herz- und Nervenleiden und ihre Behandlung mit unterbrochenen- und Wechselströmen. — Historisches, Theoretisches und Praktisches in gemeinverständlicher Darstellung. (So beziehen durch alle Buchhandlungen. Preis 50 Pf.)



Der anerkannt beste Kneifer: Der orthozentrische Kneifer „Ideal“ nach Dr. Brinkhaus. Von hoher Eleganz. Das Neueste: Feder und Stege sind eins. Beseitigt Schatörung durch korrekte Zentrierung. Fehlerhafte Zentrierung verursacht Schielen. Von verblüffend. Einfachheit. Sitzt sehr fest u. korrekt, von hervort. Aerzten empfohlen. Orthozentrische Kneifer Geom. b. H., Potsdamerstr. 132. Man kauft auf firm. u. Ausweisung zu sehen.

**Hervorragendes Tafel- und Gesundheits-Wasser**

**Wamedy**  
 Sprudel

**Mineral-Quelle bei Andernach a. Rh.**

Berlin, Quitzow-Str. 56/58. (Tel. II, 1144).



Berlin, den 4. August 1906.

## Bismarcks Nachfolger.<sup>\*)</sup>

Am sechszwanzigsten Januar 1894 sah vom Fenster einer Privatwohnung ein weißhaariger Mann auf die Straße unter den Linden herab. Generalsuniform. Auf langem Rumpf ein kleiner Kopf mit kleinen, doch klugen Augen und einer slavischen Nase. Seit früher Morgenstunde hatte der Schwarm die Straße gefüllt; und immer lauter wurde nun, gegen Mittag, das festliche Leben. In den Reihen fand der Blick viele bekannte Gesichter. Gelehrte, Künstler, junge und alte Offiziere waren mit ihren Damen gekommen. Der Rangunterschied und die Vorschrift ehrwürdiger Konventionen schien vergessen. Der Rath Zweiter Klasse zog die Subalternen ins Gespräch und der jüngste Lieutenant durfte mit grauen Excellenzen kameradschaftlich plaudern. Eine große Familie. Und in Aller Augen ein Leuchten froher Erwartung, als müsse durchs Brandenburger Thor das Glück in die Hauptstadt des Reiches einziehen. Naht es im Glanz der Wintersonne? Vom Nordwesten her dröhnt der Jubel. Der rasche Tritt schwerer Pferde wird hörbar. Kürassiere. Dann ein Galawagen. Rechts und links halberstädter Reiter. Auch mit gerectem Hals ist nicht viel zu sehen. Ein gelber Kragen, ein weißer Handschuh, das Funkeln eines Stahlhelmes. Dennoch gehts wie ein Rausch durch die Masse; schwört im nächsten Augenblick Jeder, er habe den Kömmling so genau wie seinen Nachbar gesehen. Bismarck ist wieder da! Nur für kurze Stunden. Wer weiß? Seht, kaum fünf Minuten noch: dann liegt seine Hand in der des Kaisers; blicken nach vier Jahren unheilvoller Wirrung die Beiden einander endlich wieder ins Auge. Wer weiß? Vielleicht verläßt der als Ge-

<sup>\*)</sup> Der erste Theil dieses Artikels ist Oestern in der Neuen Freien Presse erschienen.

neraloberst zum Militärjubiläum Geladene als Kanzler das Schloß. Der Mann am Fenster ahnt solche Stimmung. Fühlt den Taumel, der die Menge ergriffen hat. Und sinnt trüb dem Wechsel alles Irdischen nach. Dann verabschiedet er sich, fährt ins Alte Schloß und giebt bei dem Fürsten von Bismarck, Herzog von Lauenburg, seine Karte ab. Georg Leo Graf von Caprivi de Caprara de Montecuccoli, Reichskanzler.

Während er auf das Spektakel niederschaute und dann auf den Schloßplatz fuhr, mag er zweier Lenztage gedacht haben, an denen er genöthigt ward, Den amtlich zu ächten, den die Hauptstadt heute jubelnd empfing und dem er selbst nun ehrfürchtigen Gruß bieten mußte. Der Circularnote vom dreiundzwanzigsten Mai 1890: „Seine Majestät unterscheiden zwischen dem Fürsten Bismarck früher und jetzt. Ich gebe mich der Hoffnung hin, auch seitens der Regierung, bei welcher Sie akkreditirt sind, werde den Aeußerungen der Presse in Bezug auf die Anschauungen des Fürsten Bismarck ein aktueller Werth nicht beigelegt werden.“ Und der Depesche (vom neunten Juni 1892) an den Botschafter Prinzen Reuß: „Für die Gerüchte über eine Annäherung des Fürsten Bismarck an Seine Majestät den Kaiser fehlt es vor Allem an der unentbehrlichen Voraussetzung eines ersten Schrittes seitens des früheren Reichskanzlers. Die Annäherung würde aber, selbst wenn ein solcher Schritt geschähe, niemals so weit gehen können, daß die Oeffentliche Meinung das Recht zur Annahme erhalte, Fürst Bismarck hätte wieder auf die Leitung der Geschäfte irgend welchen Einfluß gewonnen. Falls der Fürst oder seine Familie sich Eurer Durchlaucht Hause nähern sollte, ersuche ich Sie, sich auf die Erwiderung der konventionellen Formen zu beschränken, einer eventuellen Einladung zur Hochzeit jedoch auszuweichen. Diese Verhaltensmaßregeln gelten auch für das Botschaftpersonal. Ich füge hinzu, daß Seine Majestät von der Hochzeit keine Notiz nehmen werden. Euer Durchlaucht sind beauftragt, in der Ihnen geeignet scheinenden Weise sofort hiervon dem Grafen Kalnoky Mittheilung zu machen.“ Unter beiden Aktenstücken stand sein Name. Bismarck hatte sich nicht geändert; auch den „unentbehrlichen“ ersten Schritt nicht gethan. Und war dennoch dringend ins Kaiserschloß geladen und wie ein Souverain empfangen worden. Einfluß auf die Leitung der Geschäfte? Das fürchtete der Kanzler nicht. Das war nach dem Geschehenen nicht mehr möglich. Jedes politische Thema wurde im Schloß gewiß behutsam vermieden. (Die Vermuthung war richtig; nie, sagte Bismarck nachher, habe ich so viele Ballgeschichten erzählt). Abends, wenn der Fürst in den Sachsenwald zurückfährt, ist Alles vorbei. Das Regiren von morgen an vielleicht sogar noch bequemer,

weil der Riesenschatten nicht mehr auf die Alltagsleitung fällt. Angenehm war's ja nicht, die Hauptbatterien immer gegen Friedrichsruh zu richten. Am Ende kam man noch in leidliche Beziehungen. Da der Verkehr mit dem Herrn wieder aufgenommen ist, kann auch der Groll gegen den Diener begraben werden, der ja nur gethan hatte, was ihm aufgetragen war. Mit entwölfter Stirn kehrte der Kanzler in die Wilhelmstraße heim und pfiß seinem Vöglein, dem einzigen Zimmergenossen des weißen Hagestolzen, muntere Weisen.

Kein Psychologe, kein starker Politiker hätte so gedacht. Keiner gewähnt, das Volk, der Kaiser, der alte Fürst könne vergessen. Jeder hätte den Tag dieses Triumphzuges zu anständigem Abgang benützt. „Ich habe mich in den Jahren des Konfliktes mit dem Fürsten Bismarck verbraucht und bin vor der Welt mit der Verantwortlichkeit für die Behmung des großen Mannes belastet. Daß ihm die Gnadensonne wieder scheint, freut mich als Patrioten; doch als Kanzler kann ich's nicht überleben. Mein Ansehen wäre geschmälert, das Vertrauen in die Wurzelkraft meiner Ueberzeugung dahin. Die Situation fordert ein Opfer; möge Eurer Majestät gefallen, mich es sein zu lassen. Der Personenwechsel wird zeigen, daß nicht der Sinn des Kaisers, sondern der falsche Rath seines ersten Dieners die schlimme Wirrnis verschuldet hat. Das scheint mir im Interesse des Reiches nöthig.“ So hätte ein Staatsmann gesprochen. Caprivi blieb im Amt. Noch neun Monate; auf den Tag. Dann mußte er gehen. Viel früher, als er erwartet hatte. „Unschätzbar“ hatte, kurz vorher, der Kaiser seine Dienste genannt und öffentlich den Wunsch ausgesprochen, sie dem Vaterlande noch lange erhalten zu sehen. Am sechszwanzigsten Oktober 1894 war Alles aus; erfuhren die zur Berathung der Umsturzvorlage nach Berlin gerufenen deutschen Minister, daß ein neuer Kanzler ernannt sei. Der ruhmlos Entamtete hat, wie die Berichte seiner der Hoffnung beraubten Freunde verriethen, bis ans Lebensende nicht gewußt, daß er im Januar seine Stunde verpaßt, die Möglichkeit weiteren Wirkens verloren hatte.

Gegen Bismarck: Das war die Parole gewesen, die ihn gerufen hatte. Aus Hannover, wo er an der Spitze des Zehnten Armeecorps stand, war er schon vor dem März 1890 mehr als einmal zu heimlichem Rath nach Berlin gekommen. Abends hin, im Morgengrau zurück. Niemand sollte das Ziel der Fahrt kennen. Da wurde ihm auf den Zahn gefühlt. Albedyll, der unter dem alten Kaiser achtzehn Jahre lang das Militärcabinet geleitet hatte, war für die Nachfolge Bismarck's nicht zu haben gewesen. Zu morsch; keine Redner-routine. Waldersee sollte Moltke ersetzen; galt auch als Russenfeind, als Mann Stoeckers, und hatte zu laut von seinem Einfluß auf den jungen Kaiser gespro-

chen. Und ein General sollte es doch sein. Der imponirt mehr, hat im Parlament und auf der Straße eine festere Hand; einen Kanzler ohne Uniform konnte man sich kaum denken. Der Mann aus Hannover war als Chef der Admiralität mit dem Reichstag gut fertig geworden. Konnte reden, redete aber nur, wenn es nicht zu vermeiden war. Die Haltung steif (Krampfadern zwangen ihn, Gummistrümpfe zu tragen), die ganze Wesensart schwerfällig und nüchtern; stand er am Bundesrathstisch aber auf, dann hatte er sicher auch Etwas zu sagen. Seine Neigung zog den Sohn des unbegüterten Obertribunalrathes zu den kleinadeligen Feinden des Kanzlers; in die Gegend, wo einst die „Reichsglocke“ geläutet hatte. Fraglich blieb nur, ob er die Nerven haben würde, die Sache durchzufechten. Leicht wirds nicht. Der Alte hat Hörner und Klauen und wird, wenns drauf und dran kommt, seine Haut theuer verkaufen. Lady Milford, die alle Minen springen läßt, ist dagegen ein Würmchen. Dennoch mußte es sein. Nicht nur, weil Waldersee mit Recht gesagt hatte: „Wer Majestät Ahnherr wäre nicht Friedrich der Große geworden, wenn er einen übermächtigen Minister geduldet hätte.“ Weils einfach nicht mehr ging. Aber nur keine unnützlichen Versuche mit Liebe und Güte! Der Abschied muß erzwungen werden, der Nachfolger sich sofort in dem Haus Wilhelmstraße 77 einquartiren und ohne langes Hin und Her die Geschäfte übernehmen. À corsaire corsaire et demi. Anders ist's nicht zu machen. Die Erfahrung findet sich. Im Innern weiß Voeltlicher wie in seiner Tasche Bescheid und für das Internationale sorgt Holstein. Nur Muth muß der neue Mann haben und entschlossen sein, durch Dick und Dünn dem Monarchen zu folgen. Auf dieser Basis wurde man einig; und am zwanzigsten März 1890 las Bismarck, der General der Infanterie von Caprivi sei zum Reichskanzler und preussischen Ministerpräsidenten ernannt. Las es staunend. Der? Den, hieß es in der Armee, haben sie als Brigadier in Stettin ja schon den „genialen Feldwebel“ genannt, weil er immer die merkwürdigsten Einfälle hatte und doch nie über die Kommissphäre hinauskam. Mollte kann ihn nicht riechen und hat ihn, der 1866 in der „Großen Bude“ gearbeitet und 1870 den Generalstab im Zehnten Corps geleitet hatte, nach dem Krieg bei der Meldung wie einen fremden Herrn behandelt. Sonderbar, sagten die Marinemänner: Der ist 1888 ja aus der Admiralität verschwunden, weil die Flottenpläne Wilhelms des Zweiten auftauchten, die er nicht billigte: und der selbe Kaiser setzt ihn nun auf den obersten Platz? Macht nichts, antwortete mancher Civilist: der Mann ist nicht übel; nicht so liberal wie Stosch, den er als Admiralitätchef beerbte, aber vernünftig und besten Willens. Er wird ruhig arbeiten und im

Reich uns unnötige Krisen ersparen; auch auf den Kaiser beruhigend wirken. Selbst Windthorst hält viel von ihm. Laßt ihn nur kommen!

Er kam; und hielt sich genau an die Losung.zog ins Kanzlerhaus, ehe der alte Bewohner es verlassen hatte, und übernahm die Geschäfte, ohne irgend eine Information zu erbitten. Bismarck war artig, bedauerte den auf solchen Posten Kommandirten und lud den Junggesellen ein, an Johannens Familientisch mitzueffen. Caprivi hatte seine Instruktion im Kopf, traute dem Frieden nicht und blieb ein schweigsamer Gast. Daß er sich nicht sehr behaglich fühle, lehrte die freundlich um ihn bemühte Hausfrau der Seufzer: „Mir ist zu Muth wie einem Kinde, das man mit verbundenen Augen in ein dunkles Zimmer gestoßen hat!“ Neben ihm saß Einer, der jeden Winkel in diesem Zimmer kannte. Den durfte er aber nicht fragen. Wie ein Seufzer klang denn auch die erste Rede im preussischen Landtag: „Den politischen Angelegenheiten bisher fremd, bin ich vor einen Wirkungskreis gestellt, den auch nur im Allgemeinen zu übersehen mir bis heute nicht möglich gewesen ist.“ Nicht einmal „im Allgemeinen“; und der neue Herr war bereits vier Wochen im Amt. Doch in der selben Rede meldete sich auch schon die zuversichtliche Hoffnung, das Haus des Reiches sei so fest gefügt, daß es auch ohne Bismarcks stützende Hand Wind und Wetter überstehen könne; und wenn der Kanzler auch nur „in bescheidener Weise die Geschäfte zum Segen des Landes führe“, so fehle es doch nicht an Ersatz. „Ich halte es für eine überaus gnädige Fügung der Vorsehung, daß die Person unseres jungen erhabenen Monarchen geeignet ist, die Lücke zu schließen und vor den Riß zu treten.“ Eine Hand stützt ein Haus; und wenn diese Hand entfernt ist, schließt ein Anderer die Lücke: an solche Bilderprache hatte der Mund eines Reichskanzlers die Deutschen damals noch nicht gewöhnt. Auch nicht an solche Sünde wider den Heiligen Geist der Reichsverfassung. Bismarck sollte gesagt haben, Wilhelm der Zweite werde sein eigner Kanzler sein. Er hats mit heftigem Nachdruck immer bestritten. „Ich habe gesagt, er möchte am Liebsten zugleich Kaiser und Kanzler sein. Was man mich sagen läßt, ist ja Unsinn.“ Jetzt sprach ein Kanzler: „In mir dürft Ihr nur das bescheidene Werkzeug höheren Willens sehen; vor den Riß, der durch das Ausscheiden meines großen Vorgängers entstanden ist, tritt der erhabene junge Monarch.“ Für Preußen, wo der König, nach Petrus Wort, règne, gouverne et n'administre pas, mochte man's hinnehmen. Das Deutsche Reich aber hat an seiner Spitze keinen Monarchen, sondern nur einen Repräsentanten, der im Kreis der Bundesfürsten primus inter pares und in Friedenszeit von jeder Möglichkeit persönlichen Handelns abgesperrt

ist. Jede seiner Verfügungen bedarf, schon nach dem Wortlaut der Verfassung, „der Gegenzeichnung des Kanzlers, der dadurch die Verantwortlichkeit übernimmt“. Dieser einzige kaiserliche Minister muß ein Mann von weitreichender Geschäftskennntniß und zuverlässigem Augenmaß sein; denn er kann nur für Entschlüsse, deren Folgen er zu wägen vermag, die Verantwortlichkeit übernehmen. Nun hatte Deutschland einen Kanzler, der sich selbst der Unwissenheit zieh und in demüthigem Fridolingsgefühl ausrief: „Das Heil kommt vom Kaiser!“ Den gehorsamen Kanzler aus dem Mythenbuch. Gerade dieser Beamte aber soll nicht gehorsam sein, sondern freier Herr seines Willens; nicht Handlanger noch gar Werkzeug, sondern Meister in seinem Fach. Man achtete nicht darauf. Das natürliche Bedürfniß, für empfangene Schuldzeichen sich dankbar zu erweisen, und die Verlegenheit ersten Auftretens hätten noch Aergere erklärt. Auch Bismarck fand Gründe, die den Nachfolger entschuldigten. Ein im Frontdienst ergrauter Mann wird in der neuen Rolle nicht so rasch heimisch. Die Redaktion der „Hamburger Nachrichten“ mußte den Satz veröffentlichen: „Der Fürst hat uns direkt den Wunsch ausgedrückt, Herr von Caprioli, den er wegen seiner persönlichen Eigenschaften hochschätze, möge, seinem Charakter und der Schwierigkeit seiner Aufgabe entsprechend, mit Rücksicht behandelt werden.“ Das wurde am vierundzwanzigsten April 1890 gedruckt.

Einen Monat danach erging die Cirkularnote an alle deutschen und preussischen Missionen. „Seine Majestät unterscheiden zwischen dem Fürsten Bismarck früher und jetzt.“ Hatte die hampurger „Rücksicht“ das mißtrauische Gemüth des Kanzlers nicht beschwichtigt? War er gewarnt worden, sich von dem großen Charmeur mit Süßigkeit ködern zu lassen? Fand er die Russen und Franzosen in Friedrichsruh gewährten Interviews so furchtbar gefährlich? Noch aber war der kurze Weg in den Sachsenwald ihm ja offen. Er konnte hinfahren und sagen: „Ich begreife, daß Euer Durchlaucht das Bedürfniß empfinden, sich auszusprechen, erbitte, als alter Soldat, von Ihrem Wohlwollen aber die Zusicherung, daß es mit äußerster Vorsicht und nur vor erprobten Freunden unseres Vaterlandes geschehen wird; ich könnte meine Pflicht nicht erfüllen, wenn ich in einen Kampf gegen Euer Durchlaucht verwickelt würde.“ Solche Reize (zu der ihm die Erlaubniß versagt werden konnte) wäre freilich wider die Abrede gewesen. Auch war er überzeugt, daß Bismarck ihn nur hinteres Licht führen würde; Tag und Nacht nur der Frage nachsinn, wie er sich wieder ins Amt schlängeln könne. Also die Reichsacht. Ohne ängstliches Zaudern. Daß er sich vor diese Aufgabe gestellt sehen konnte, war ihm ja gesagt worden, bevor er sich zur Annahme des Amtes entschloß. Daß sie ihn zur ersten politischen That drängen werde, hatte er damals wohl nicht geahnt.



Anderer Thaten folgten; andere, die Jahre lang leidenschaftlich umstritten waren und deren Werth heute noch in der Geschichte schwankt. Er trug die staatsrechtliche Verantwortlichkeit; seine Name stand unter den Vorlagen und Verträgen. War er aber wirklich der Thäter seiner Thaten und darf man ihn nach seinem Tode noch für die Beschlüsse verantwortlich machen, die der Lebende mit seiner Unterschrift gedeckt hat? Vielleicht ist die Wiederaufnahme des Verfahrens geboten, in dem Leidenschaft einst das Urtheil sprach. Vielleicht erkennt der nachprüfende Blick, daß es ungerrecht war, je von einer Politik des Generals von Caprivi zu reden. Die ersten Thaten waren: das Kolonialabkommen mit England und die Weigerung, den Rückversicherungsvertrag mit Rußland zu verlängern. Das geschah schon acht Wochen nach der ersten Landtagsrede und schien eine völlig neue Wendung der internationalen Reichspolitik. Am fünfzehnten April konnte der Kanzler seinen Wirkungskreis nicht einmal „auch nur im Allgemeinen übersehen“; am siebenzehnten Juni war Helgoland gegen Sansibar und Witu eingetauscht und bald danach das Zarenreich brüskirt. Der innere Widerspruch solchen Handelns fiel zunächst nicht auf. Er hat sich eben schnell hineingearbeitet, dachte man; findet, daß wir mit unseren Kolonien einstweilen genug zuthun haben und besser an Englands als an Rußlands Seite passen. „Das Schlimmste, was uns passieren könnte, wäre, wenn Jemand uns ganz Afrika schenkte“ (also auch Egypten, das Kapland, Aethiopien, den Kongostaat, Algerien, Transvaal und Marokko). Auch dieser Satz, der im ersten Diplomatenexamen den Kandidaten zu Fall bringen mußte, weckte nur leisen Widerhall. Wer wird jedes Wort auf die Goldwaage legen! Englands Freundschaft wäre ein schwerer zu tragendes Opfer werth. Und wer weiß, welche Angebühr die Russen uns wieder zugemuthet haben?

Jetzt sind die Rebel längst schon gewichen. Wir haben das Buch der Genesis gelesen. Am zweiten Mai hatte der Kaiser dem Kanzler die Verständigung mit Großbritannien befohlen; genau die Bedingungen diktiert, unter denen sie herbeizuführen sei. Der Kanzler sah nicht (was Bismann und Stanley von Weitem sofort erkannten), daß wir dabei ein jämmerlich schlechtes Geschäft machten; war auch nicht sachkundig genug, um mindestens die für unseren südwestafrikanischen Besitz so wichtige Balfischbai zu fordern, die ohne Aufgeld zu haben war. Nahm die Hacken zusammen und gehorchte. Schon der erste Besuch in Rußland hatte den Kaiser enttäuscht. Der zweite, von dem Bismarck abgerathen hatte, gab ihm unwiderlegliche Beweise für die unfreundliche Stimmung Alexanders des Dritten. Der Aergern war nun so stark wie vorher der Eifer, sich dem Zaren innig zu befreunden. Graf Schuwalow, Rußlands

Botschafter am berliner Hof, hatte angefragt, ob man den Geheimvertrag verlängern wolle; in Petersburg sei man dazu bereit. Diesen Vertrag hatte Bismarck abgeschlossen, weil er wußte, daß Oesterreich in absehbarer Zeit „unprovocirt“ das Zarenreich nicht angreifen werde, daß die Russen aber solchen Angriff fürchteten. Er benutzte seine Kenntniß der in beiden Oestreichen herrschenden Stimmungen, um die „doppelte Affekuranz“ zu erwirken, die Deutschland für den Fall eines französischen, Rußland für den Fall eines österreichischen Angriffskrieges der wohlwollenden Neutralität des Partners versicherte. Die Russen, denen das Schreckbild eines deutsch-österreichisch-englischen Angriffes zerflattert war, brauchten nun nicht mehr daran zu denken, diesem Gespenst offensiv auf den Leib zu rücken, sondern mußten sich sagen: Oesterreich greift uns nicht an, weil es beim Angriff isolirt sein würde, und wir dürfen Oesterreich nicht angreifen, weil wir als Angreifer nach dem Wortlaut des deutsch-österreichischen Bündnißvertrages gegen zwei starke Heere zu kämpfen hätten. Dieses klug erdachte Versicherungssystem (das auch der habsburgisch-lothringischen Monarchie keinen Schaden brachte) entsprach nun nicht mehr den Wünschen Wilhelms des Zweiten. Deshalb mußte der Kanzler die Erneuerung des „komplizirten“ Affekuranzverhältnisses ablehnen. Der Kaiser fuhr, mit dem Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, nach England und hatte in Hat-

“-terb-Dooqr tñr vekk' wcarquis von Salisbury langē Besprechungen, deren Ergebnis schriftlich fixirt wurde. New departure? In Paris und Petersburg glaubte man. Bald wurde auch der damals wundeste Punkt Rußlands unsanft berührt. Die Polen kamen am Hof des Hohenzollern in Gunst und ein polnischer Priester ward auersiehen, sich auf den Stuhl des Primas von Polen zu setzen. Die Nervosität nahm in Gatschina so krankhafte Form an, daß selbst der Besuch, den Kaiser Franz Joseph einem englischen Geschwader in Fiume abstattete, als ein bedrohliches Symptom aufgefaßt wurde. Deutschland, Oesterreich, England: das Gespenst war wieder da. Aus Kronstadt kam die Antwort der Erschreckten nach Berlin. Schon der erste Nikolai hatte zu dem Botschafter Frankreichs gesagt: Si l'unité de l'Allemagne, que vous ne désirez sans doute pas plus que moi, venait à se faire, il faudrait encore pour la manier un homme capable de ce que Napoléon lui-même n'a pu exécuter; et si cet homme se rencontrait, si cette masse en armes devenait menaçante, ce serait notre affaire à vous et à moi. Zwanzig Jahre lang hatte der Schöpfer der deutschen Einheit dieses 1849 vorausgesagte franko-russische Bündniß gehindert; anderthalb Jahre nach seiner Entlassung war es Ereigniß geworden. Und Audeutschland jubelte.

Das Alles scheint uns jetzt in unendlich ferner Vorzeit geschehen. Aber hat dieses Bündniß nicht fast drei Lustren lang unseren Schritt gelähmt? Haben wir in dem traurigen südwestafrikanischen Feldzug nicht die Nachwirkung des Kolonialabkommens vom Jahr 1890 und des caprivischen Damaraland-Vertrages gespürt? Ist für das Deutsche Reich die Thatsache unbeträchtlich, daß Oesterreich mit Rußland, Italien mit Frankreich eine Separatverständigung gesucht und erreicht hat und der Dreibund seitdem eine wunderhübsche Attrape geworden ist, die der Vorsichtige nur noch beim Schein bunter Festlampen zeigt? Auch in der Politik gilt das Gesetz von der Erhaltung aller Energie. Nur soll man heute nicht mehr Caprivi für Entscheidungen verantwortlich machen, die er, wie ein Elementarereigniß, über sich ergehen ließ. Er hätte auch anders gekonnt, Anderes vielleicht mit heitererer Seele verfochten. Kolonien waren seiner Bureaufkrateneigung zu ruhiger Rechenmeisterarbeit unbequem. Daß die imperialistische Expansion für Deutschland mit seiner rasch wachsenden Bevölkerungsziffer die Lebensfrage ist, sah er nicht. Dachte, wenn von den Kolonien die Rede war, immer nur an Soldaten und Beamte, nie an die Möglichkeiten wirtschaftlicher Entwicklung. Da gab's Skandal und Aufstandgefahr; und die tüchtigsten Leute, wie Wissmann, hielten ihre Akten und Belegzettel nicht sauber in Ordnung, waren also nicht zu brauchen. In der Antipathie gegen Rußland mag er wohl von Holstein bestärkt worden sein, der heimlich stets die „Russophilie“ der beiden Bismarck bekämpft hatte. Trotzdem: der Generalkanzler führte nur aus, was ihm aufgetragen war.

Den Gedanken der Steuerreform brachte ihm Miquel (der ihn von Altkonservativen aus der Schule des Robbertus übernommen hatte), den Plan zur Landgemeindeordnung Herrfurth, der fast liberale Minister des Innern. Aber die Handelsverträge waren sein eigenstes Werk? Sie, die ihm so viel Lob und so viel Hohn eintrugen, hat er sicher doch selbsteronnen? Nein. Die kamen aus Dresden und aus Wien. König Albert von Sachsen wünschte sie für den Export, die billige Ernährung und Konkurrenzfähigkeit seiner Industrie. Herr von Szögyeny hatte, als er seinen Kaiser nach Berlin begleitete, wegen eines Vertrages bei Bismarck angepöcht, war aber mit höflichster Entschiedenheit abgewiesen worden. In Kohnstorf wurde Wilhelm der Zweite im September 1890 für den Plan gewonnen. Caprivi war dort, um mit Kalnoky über die Erneuerung des Dreibundes zu verhandeln, und erfuhr nun, was er in nächster Zeit zu leisten habe. Das zur parlamentarischen Vertretung nöthige Material lieferten ihm dann die in Cobdens Geist erzogenen Freunde. Ob man diese Verträge preist oder schmäht: sie waren nicht das Produkt seiner

Girnarbeit. Ihre sichtbarste Wirkung, die Ermäßigung des Kornzolles, ist, nach fünfzehn Jahren wildesten Kampfes, nun wieder beseitigt. Wer zweifelt heute noch, daß Caprivi auch einen höheren Zolltarif in den Reichstag gebracht hätte, wenn verlangt worden wäre? Mit ganzem Herzen war er nur bei den Militärvorlagen und beim preussischen Volksschulgesetzentwurf. In den Militärdebatten behalf er sich, sehr geschickt, mit den bewährten Argumenten des Vorgängers. (Nach einer solchen Debatte fragte mich Biemarck einmal schmunzelnd: „Meinen Sie nicht, daß ich von Caprivi Autorenhonorar fordern könnte?“) Als um das (vom Kultusminister Grafen Zedlitz-Trübschler erdachte) Volksschulgesetz gestritten wurde, sprach Caprivi gelassen das große Wort: „Es handelt sich um Christenthum oder Atheismus; wir stehen hier vor der Gefahr: Atheistisch oder nicht“. Und bestand, als der Gesetzentwurf zurückgezogen war, auf seiner Entlassung aus dem Amt des Ministerpräsidenten. Nur dieses eine Mal zwang fromme Ueberzeugung ihn, standhaft zu bleiben. Doch selbst da hatte er nicht den Willen zu muthiger Konsequenz. Er blieb Preussens Minister für Auswärtige Angelegenheiten, weil er nur als Führer der preussischen Stimmen im Bundesrath Kanzler bleiben konnte. Das aber wollte er. Wollte um keinen Preis freiwillig von der Höhe weichen. Als die Steine schon um ihn her prasselten, sprach er noch: „Nacht ist doch süß!“

Nach dem Abschluß der Handelsverträge mit Oesterreich-Ungarn, Italien, Belgien und der Schweiz hatte der Kaiser ihm die Grafenkrone verliehen und die Leistung des „großen Grafen Caprivi“ bei schäumendem Pokal „eins der bedeutendsten geschichtlichen Ereignisse, geradezu eine rettende That“ genannt. Auch dem in Preußen nur noch ornamental wirkenden Kanzler schien die Sonne weiter. Er bekam vom Kriegsherrn einen Ehrendegen mit der Inschrift: „Allzeit treu bereit für des Reiches Macht und Herrlichkeit.“ Er konnte sich neben dem viel klügeren und gebildeteren Grafen Botho Eulenburg, der ihn als Ministerpräsidenten beerbt hatte, zwei Jahre lang aufrecht behaupten. Noch im Herbst 1894 wurde sein (nicht allzu ernst gemeintes) Entlassungsgesuch abgelehnt. Als er bald danach fiel, wußten selbst die Ministerialen keinen triftigen Grund dafür anzugeben. Er, dem die Diffiziosen kurz vorher den „Muth der Kaltblütigkeit“ nachgerühmt hatten, war ja bereit, die vom Kaiser gewünschte Umsturzvorlage einzubringen, die ein nur blöden Augen verhälttes Sozialistengesetz werden sollte. Er wäre auch leicht zu bewegen gewesen, dem in der Kölnischen Zeitung angegriffenen Grafen Eulenburg ausreichende Genugthuung zu geben. Warum fiel er? Weil die Parole, die ihn gerufen hatte, als unwirksam und schädlich erkannt war. Der Schreiber

des Urfaßbriefes an den Prinzen Reuß war seit dem sechsundzwanzigsten Januar 1894 lästig geworden und mußte dem milden Onkel Othlodwig den Platz räumen. Und in dem seiner Inspiration zugeschriebenen Artikel gegen Guleburg war gesagt worden, der Kanzler sei der Gunst des Kaisers ganz sicher. Des Sieges so gewissen Dienern droht im neuen Reich stets Gefahr.

Ein lauter Trauersalut aus hundert Völlerschländen: dann tiefes Schweigen. Der Mann, dessen Wesensbild Freunde und Feinde mit so hitzigem Eifer umstritten hatten, war über Nacht fast vergessen. Ist es bis heute geblieben. Kein Lied, kein Heldenbuch kündigt noch seinen Namen. Keine seiner einst von überschwingender Begeisterung gefeierten Reden wird citirt. Selbst in den langwierigen Zolldebatten der letzten Jahre wurde er kaum noch erwähnt. Zum Berg häuften sich die Blätter, die seines Ruhmes voll waren; nun gilben sie oder sind längst makulirt. Das Werk des Andankes? Nein: richtigen Masseninstinktes. Als er fort war, empfand Jeder, daß dieser Mann kein System vertreten habe und daß es ungerecht wäre, ihn nach seinem Scheiden für das zwischen 1890 und 1894 Geschehene verantwortlich zu machen. Diese Empfindung trat nicht über die Schwelle des Bewußtseins, färbte aber die Stimmung. Einer, den er am Tage nach seiner Entlassung vor Freundesohr zwischen zwei Seufzern den Nagel zum Sarg seines amtlichen Lebens genannt hat, darf dem Gefühl endlich wohl Worte leihen.

Caprivi ist im Drama neudeutscher Geschichte eine tragische Gestalt; freilich keine von Shakespearischem Format. Eher schon im Stil eines Vankbanns, dem kein Gott und kein Poet den Segen der Gemüthskraft mit ins Leben gab, eines Hejervary, dem nicht gegönnt war, neben Kossuth und Apponyi beim Friedensmahl zu sitzen. Die Tragik seines Schicksals liegt auch nicht darin, daß er der Nachfolger eines noch nicht eingeurnten großen Mannes war. Das war nicht so schwer, wie es schien. Der pfiffige Waldersee hatte nicht ohne Grund zwar gesagt: „So lange Bismarck unbeamtet lebt, wird es immer zwei Reichskanzler geben.“ Erstens aber wars kein geringer Vortheil, ein so weise verwaltetes Erbe antreten zu dürfen; und zweitens war gegen den Vorgänger eine haine inassouvie gehäuft, die sich jedem Nachfolger des Lebenden in zärtliche Liebe wandeln mußte. Wie leicht wurde dem zweiten Kanzler das Dasein gemacht! Um die Rückkehr des ersten (die selbst dessen „politischen Freunden“ recht unangenehm gewesen wäre) zu hindern, lobten Abgeordnete und Journalisten den zweiten täglich in schöner Rede; Herr Vebel selbst bescheinigte ihm, daß er seinen Platz gut ausfülle. Centrum, Polen und Welfen hätschelten ihn und Bambergers Sezessionistenhaare wurde seine

Leibgarde. Später ward er sich Feindschaft. Der Sproß armen Beamtenadels hatte sein Leben lang neidisch auf die vor Fortunen mehr begünstigten Standesgenossen geblickt, auf die Großgrundbesitzer, die Väter praffender Reiteroffiziere, und mag es wie einen wonnigen Nigel empfunden haben, als er an ihnen sein Mütchen kühlen konnte. Die Granden des preußischen Ostens dankten ihm mit innigem Haß. Das brachte noch keine Tragik in sein Leben. Die entstand erst, als von den Bitternissen jähren Glückswechsels ihm keine erspart blieb und er Hohn, Schimpf und Sturz hinnehmen mußte, weil er gethan hatte, was er zu thun gerufen war. Als er behandelt wurde wie der Urheber des Konfliktes zwischen Kaiser und Kanzler. Als auch sein Herr das Werkzeug unbequem und nicht mehr brauchbar fand. War dem aus Hannover Geholten denn nicht der Auftrag geworden, ohne langes Federlesen mit Bismarck reinen Tisch zu machen? Nicht streng verboten, von ihm Lehre und Hilfe zu erbitten oder auch nur anzunehmen? Hatte man ihn nicht, Volk und Fürst, verherrlicht, weil er sich streng an die Weisung hielt? Fast vier Jahre lang. So lange man glaubte, Bismarck wolle, könne ins Amt zurückkehren. Als die Möglichkeit aufdämmerte, den Mann im Sachsenwald, statt ihn wieder auf den steilen Gipfel der Macht zu rufen, als guten Dunkel der Reichspolitik zu etabliren, wollte Keiner je Etwas gegen ihn gesagt haben. Caprivi mußte in die Wüste. Jeder legte, wie nach mosaischem Gebot Aron, die Hand auf das Haupt des Bocek, „auf daß also das Thier alle Missethat in eine Wildniß trage“.

Keine Tragik ohne Schuld. Die Klage über Caprivi's politisches System war ungerecht und nur in der Hitze des Tageskampfes begreiflich. Er war nicht der Freund seiner Freunde; sah nicht ein, daß man nicht manchesterliche Wirthschaft und klerikale Schulpolitik treiben, mit der Hilfe der dem Reich feindlichsten Fraktionen Militärvorlagen durchsehen, auf die Dauer nicht der Renommirkonservative der Freisinnigen Vereinigung sein könne. War überhaupt kein starker, kein schöpferischer Geist. Rascher Auffassung fähig, fleißig (fleißiger als seine Nachfolger), auf seine Weise geschickt, bei aller Schwerefälligkeit behend genug, um sich schnell in jeder Materie zurechtzufinden. Doch mit dem Gepäck ererbter und anerzogener Vorurtheile, militärischer und bürokratischer, belastet, die ihm die Freiheit des Willens und der Anschauung kürzten. Ohne die Kraft zur Synthese, die erst den Staatsmann macht; immer nur das Nächste vor dem Auge (als ob das Nächste nicht oft das Fernste unlösbar bedingte). Ohne seelischen Schwung; wenn er einen Menschen „Schwärmer“ nannte, glaubte er, das Schlimmste von ihm gesagt zu haben. Mißtrauisch; und leider nicht von Eitelkeit frei, der „Ersten Hypothek auf dem

Grundstück der Ehre", nach Bismarcks Epigramm. Daß ihm, der sich für Stoikonservativ hielt (und es in seiner Weltanschauung auch war), die Liberalen so laut zujubelten, nahm er für den Beweis seiner untadeligen Reine, deren Anblick selbst den Gagner entwaffne, seines besonderen Wesenswerthes, vor dessen Höhe alle Parteiuunterschiede verschwänden. Ein verständiger Analytiker und ein echter Bureaukrat. Den verräth schon die Amtsstubensprache seiner Reden und Erlasse. *Le style c'est l'homme-même*, sagt Buffon. Auf die Bureaokratie ließ er drum auch nichts kommen; die hatte ihm auf papiernen Brücken aus jeder Fährniß geholfen. Das bismarckische Naturburschenthum, das in dem Geheimrath an sich von vorn herein den Erzfeind sah, war ihm zuwider wie Faustens Hamulus das Tanzen, Biedeln, Kegelschieben der rohen Menge. Das Alles ließ sich verzeihen; auch, daß er sich oft widersprach, Holzwege beschritt, unhaltbare Behauptungen aufstellte und aus kurzem Gedärm morgens Empfangenes mittags von sich gab. Vierzig Jahre Truppendienst; und nun die Aufgabe, der willfährige Diener plötzlich wechselnder Wünsche zu sein: Das konnte von schlimmeren Vergehen entschulden. Nicht loben noch schmähen soll man heute sein politisches Handeln, sondern sagen: Er hat geleistet, was von ihm erwartet wurde. War die Schmälerung der Kolonialmacht (in Afrika und in der deutschen Ostmark), war die Einführung geringeren Kornzolles und zweijähriger Infanteriedienstzeit ein Verdienst, dann war es nicht seins; nicht sein auch die Schuld an Irrung und Wirrung.

Sein aber die Schuld, daß der Kanzlerposten im Deutschen Reich entwerthet ist; nur sein. Er hat das Beispiel gegeben, den „erhabenen jungen Monarchen“ als den Allumsaffer, den Allerhalter ins hellste Rampenlicht zu stellen und auch das Ausland in die Vorstellung zu gewöhnen, daß für die Politik des Deutschen Reiches dem ernsthaft prüfenden Sinn nur der Kaiser verantwortlich ist. Und den Hagestolzen konnte doch schon die Schachspielregel lehren, daß man den König so lange wie irgend möglich decken soll. Wie leicht gerade auf dem unebenen Boden internationaler Politik der neue Glaube verhängnißvoll werden kann, haben wir im vorigen Sommer fröstelnd erlebt. Der Reichskanzler soll kein gehorsamer Verwaltungsbeamter sein, sondern der Mann, dessen Hirn aus der Summe des Möglichen das Nothwendige zu errechnen und die Kräfte der Nation zur nützlichen That zu sammeln vermag; ohne dessen Beistand der Kaiser keinen Schritt aus dem Höfischen ins Politische thun kann; der den ersten Bundesfürsten beräth, nicht von ihm Weisung und Rath empfängt. Als Caprivi das Amt antrat, für das ihm jede Vorbildung fehlte, bekannte er öffentlich selbst seine Unzulänglichkeit und pries

die Vorsehung, die den Kaiser prädestinirt habe, die entstandene Lücke zu schließen. Bekenntniß und Lobgesang sprengten die Stäbe des goldenen Gitters, das den Vertrauensmann der Nation manchmal vielleicht gehemmt, doch sicher stets vor Unbill geschützt hatte. Seitdem steht das Gitter offen; seitdem spricht man in Deutschland und draußen nur noch mit ironischem Lächeln von der Verantwortlichkeit des obersten Reichsbeamten. Georg Leo von Caprivi wollte ein treuer Diener seines Herrn sein. Er folgte, wie militärischem Kommando, dem Ruf ins Kanzleramt, war und blieb bereit, auf Befehl zu marschiren und Halt zu machen, nahm das Odium eines Kampfes auf sich, in dem der lebende oder spätestens der tote Gegner ihn bestiegen mußte, und ahnte seine Niederlage noch nicht, als die Straße Unter den Linden schon vom Triumphgeschrei widerhallte. Dann mußte er gehen. Mußte; ohne die Ursache des Abschieds auch nur zu ahnen. Ein kinderloser, von der aura popularis nicht mehr schmeichelnd umwehter Mann, für dessen Lendenkraft kein fortwirkender Gedanke zeugt. Und er würde doch, trotz allem Irrthum seines Wandels, heute noch warm in dankbarem Gedächtniß wohnen, wenn er in einer Stunde seines Lebens, in einer einzigen Gnadenstunde nur, erkannt hätte, daß vom Freien die holde Germanentugend des Treugesühles härteres Opfer und schmerzhaftere Entfagung heißt als vom blind dem Herrngebot unterwürfigen Knecht.

Sein Name ist fast vergessen; seine Schuld hat des Reiches Unheil gezeugt. Im Entwurf zur Verfassung des Norddeutschen Bundes war der Kanzler ein Präsidialgesandter im Sinn der Bundestagszeit; zum Präsidialminister wurde er erst durch den achtzehnten Artikel der Reichsverfassung, den die Reichstagsmehrheit gegen den Wunsch des preußischen Ministerpräsidenten durchsetzte. Der Staatsrechtslehrer Max von Seydel hat hier darüber gesagt: „An die Stelle eines untergebenen preußischen Beamten mit wesentlich formalen Obliegenheiten trat ein leitender Staatsmann mit der Doppelseigenschaft eines Bundesrathsvorsitzenden und Präsidialministers.“ Erst dieser Beschluß zwang Bismarck, selbst Kanzler zu werden. Das neue Amt verglich er im April 1869 der Stellung eines englischen Ministerpräsidenten, dessen Macht ausreiche, „um die nöthige Einheit der Leitung herzustellen“. Drei Jahre danach, als über die Herabsetzung der Salzsteuer verhandelt wurde, sagte er: „Ich bin der Einzige, dem die Verfassung für die Ausführung der Gesetze und der Verfassung eine Verantwortlichkeit auferlegt. Ich komme also in die Lage, ein Gesetz, das der Kaiser vollzieht, kontrafirmiren zu müssen, und ich muß mich in einem solchen Fall fragen, ob ich, nach meiner Verantwortlichkeit für den Bestand und die Fortentwicklung des Reiches, in der Lage



bin, eine solche Kontrafignatur zu leisten.“ Zwei Jahrzehnte lang hat er sich treu dieses Bewußtsein ungetheilter, untheilbarer Verantwortlichkeit bewahrt. Noch in dem „Entlassungsgefuch“, das er, auf zweimal an einem Tag ausgesprochenen Befehl, am achtzehnten März 1890 einreichte, stehen die Sätze: „Eure Majestät geruhten, bei meinem ehrfurchtvollen Vortrag vom fünfzehnten März mir bezüglich der Ausdehnung meiner dienstlichen Berechtigung Grenzen zu ziehen, welche mir nicht das Maß der Betheiligung an den Staatsgeschäften, der Uebersicht über letztere und der freien Bewegung in meinen ministeriellen Entschliessungen und in meinem Verkehr mit dem Reichstag und seinen Mitgliedern lassen, deren ich zur Uebernahme der verfassungsmäßigen Verantwortlichkeit für meine amtliche Thätigkeit bedarf. Nach den jüngsten Entscheidungen Eurer Majestät über die Richtung unserer auswärtigen Politik, wie sie in dem (leider bis heute nicht veröffentlichten) Allerhöchsten Handschreiben zusammengefaßt sind, mit dem Eure Majestät die Berichte des Konfuls in Kiew gestern begleiteten, würde ich in der Unmöglichkeit sein, die Ausführung der darin vorgeschriebenen Anordnungen bezüglich der auswärtigen Politik zu übernehmen. Ich würde damit alle für das Deutsche Reich wichtigen Erfolge in Frage stellen, welche unsere auswärtige Politik seit Jahrzehnten im Sinn der beiden hochseligen Vorgänger Eurer Majestät in unseren Beziehungen zu Rußland unter ungünstigen Verhältnissen erlangt hat. Nach gewissenhafter Erwägung der Allerhöchsten Intentionen, zu deren Ausführung ich bereit sein müßte, wenn ich im Dienst bliebe, kann ich nicht anders, als Eure Majestät allerunterthänigst bitten, mich aus dem Amte des Reichskanzlers, des Ministerpräsidenten und des preussischen Ministers der Auswärtigen Angelegenheiten in Gnade und mit der gesetzlichen Pension entlassen zu wollen. Ich würde die Bitte um Entlassung aus meinen Aemtern schon vor Jahr und Tag Eurer Majestät unterbreitet haben, wenn ich nicht den Eindruck gehabt hätte, daß es Eurer Majestät erwünscht wäre, die Erfahrungen und die Fähigkeiten eines treuen Dieners Ihrer Vorfahren zu benutzen. Nachdem ich sicher bin, daß Eure Majestät derselben nicht bedürfen, darf ich aus dem politischen Leben zurücktreten, ohne zu befürchten, daß mein Entschluß von der öffentlichen Meinung als unzeitig verurtheilt wird.“ Die Entlassung war „in Gnade“ beschlossen, ehe der Fürst das Gefuch ins graue Kaiserhaus gesandt hatte.

Ich kann nicht anders: unwillkürlich (er hat mich bestätigt) drängte in dieser großen Stunde dem Mann sich das Wort der Lutherlegende in die Feder: Hat der Kaiser es seitdem gehört? Vom Grafen Zedlitz, von Walther Bronsart von Schellendorff; nie wieder von einem Kanzler. Caprivis Beispiel hat

sie Ordre pariren gelehrt. Der General muß das „Entlassungsgeheuch“ (eins in Anführungsstrichen nannte es Bismarck immer) gekannt, müßte die Einsicht in dieses geschichtliche Dokument gefordert haben, bevor er sich endgiltig zur Nachfolge entschloß. Hätte der zur Leitung eines Bergwerkes, einer Chemikalienfabrik, einer Bank Ausersehene nicht gezaudert? Der Vorgänger, der auf seinem eigensten Gebiete dreißig Jahre lang stets richtig gerechnet hat, warnt vor neuen Wegen einer Geschäftspolitik, die den größten Theil des mühsam Errungenen auf Spiel setzen müsse, und heischt zu der alten, ungeschmälerten Verantwortlichkeit den alten, ungeschmälerten Machtbezirk. Der wird ihm geweigert. Von einem jungen Herrn, den der Tod des Vaters früh zum reichen Erben gemacht hat und der auf seinem hohen Sitz in so kurzer Frist Erfahrungen noch nicht zu sammeln vermochte. Der Junge will nach links abbiegen, der Alte rechts vorwärtsgehen. Der Junge langt nach weiter reichender Herrschgewalt, der Alte erklärt, nur in den bisher ihm gewährten Machtgrenzen sei nützliche Arbeit zu leisten. Würde der zur Nachfolge Erwählte nicht zaudern? Nicht gewissenhaft prüfen, ob er ein Geschäft übernehmen dürfe, das der Sachverständigste als unausführbar abgelehnt hat? Das nur der Jugendillusion eines Unerfahrenen möglich scheint? Caprivi zauderte nicht, prüfte nicht. Schlag die Mahnung, die wie Orgelton aus jedem Worte des Scheidenden dröhnte, skrupellos in den Wind. Fragte nicht einmal: Wie liegen denn die Geschäfte? Vat nicht, den Gegenstand des letzten Zwistes ihn genau sehen zu lassen, im Interesse des großen Ganzen ihn in das Hauptarbeitgebiet einzuführen. Verließ sich auf den erhabenen jungen Herrn, der keines Rathes bedürfe, und war zur Ausführung jeder „Allerhöchsten Intention“ in demüthiger Dienertreue bereit. So ist's geblieben; auch als der Kanzler nicht mehr im Waffenrock des preußischen Offiziers vor den Reichstag trat. In Strassburg spöttelte Chlodwig Hohenlohe vor den Puttkamers und anderen Intimen über Herrn Ernst Matthias von Köller, dessen ostelbische Junkermanier ihm auf die Nerven falle. Folgte gehorjam aber dem Ruf seines Kaisers: „Köller mitbringen!“ Trozdem der Unterstaatssekretär nun Minister des Innern wurde, aus dem Schatten ins Licht treten sollte. War der Kreuzzug nach China Chlodowechs Wunsch? Haupte er gern mit dem Freiherrn von Marschall, über den er mit solchem Behagen den Freunden die bittersten Glossen aus der „Zukunft“ vorgelesen hatte? Kürte er Herrn Bernhard von Bülow zum Helfer und Erben? In Aengsten fuhr Frau von Bülow damals nach Wien und beschwor den Botschafter und Skalden Philipp Eulenburg, den geliebten Mann in Rom zu lassen, wo er sich wohlfühle. Den Ruth, offen sich, auf eigene Gefahr, dem Ruf zu versagen, brachte der

im Palazzo Caffarelli Gebietende nicht auf. Noch gar später die Kraft, ein im Sinn des „großen Vorgängers“ regirender Kanzler zu sein. „Sie ahnen nicht, wie viel ich noch verhindere“: Das ward längst die Losung. Die stets offene Ohren und willigen Glauben findet. Der arme Kanzler, heißt's, muß in minder wichtigen Fragen zehnmal nachgeben, um da, wo die kaiserliche Initiative gefährlich zu werden droht, einmal seinen Willen durchsetzen zu können. Welcher Deutsche hätte vor den trüben Tagen des Caprioismus an solchen Versuch der Entschuldigung gedacht? Die Botschafter und ihre Gehilfen lächeln, wenn von unseren Offiziösen bestritten wird, der Deutsche Kaiser habe Dies oder Jenes gesagt oder gethan. Wissen die Bülow und Tschirschky denn immer, was er sagt, sinnt und thut? Was er mit Franz Joseph besprochen und der Fürstin Metternich anvertraut hat? Ob aus Kiel, Hamburg oder einer Fjordstadt Nikolai nicht eine lange Depesche, der urgeniale Herr von Schoen eine Weisung erhielt, die dem Nachbarverhältniß der beiden Kaiserreiche neuen Inhalt giebt? Welche Gegenstände in der vertraulichen Aussprache mit Hakon berührt worden sind, einer Aussprache, deren Thema Onkel Eduard durch den (Hakon befreundeten) Bruder seines Geheimsekretärs bequemer und rascher noch als von Majestät Maud erfahren konnte? Wußten sie, daß sechzehn deutsche Linienenschiffe nebst etlichen Torpedobooten zum Besuch norwegischer Häfen ausziehen würden? Im londoner Marineamt fand man die Nachricht, die den Gegner von übermorgen in schon dankbarer Hoffnung auf den Erwerb einer werthvollen strategischen Basis zu zeigen schien, so wichtig, daß die Absicht, die Britenflotte wieder in die Ostsee dampfen zu lassen, für die Manöverzeit dieses Jahres aufgegeben wurde. Hatte der Kanzler dem Plan zugestimmt? Schon versichern ruhigen Gemüthes selbst Offiziöse, Fürst Bülow habe „natürlich“ nicht gewußt, daß der preussische Kultusminister den Schwarzen Adler und ein Lob seines „geschickten Eingreifens“ erlangen werde: und glauben, ihrem Herrn mit der Beteuerung zu dienen, er sei von einer politischen Handlung des Königs ahnungslos überrascht worden. Schon lesen wir im Lokalanzeiger, Wilhelm habe den Zaren zu einer Zusammenkunft eingeladen, die in Peterhof aber als einstweilen unmöglich bezeichnet wurde. Ist's wahr? Dann war's ein neuer Fehler. Der Repräsentant einer Großmacht muß seinem Gotte danken, wenn er, ohne unhöflich zu werden, den arme Nikola jetzt nicht zu sehen braucht, also auch nicht in den Verdacht kommen kann, ihm Berather und Vormund zu sein. Aus dem selben Quell rinnt noch eine andere Meldung. Ein Offizier, der seit Jahren der Bekleidungs- und Ausrüstungs-Abtheilung im Oberkommando der Schutztruppe vorsteht, ist des Verbrechens beschuldigt, von dem Paragraph 140 des

Militärstrafgesetzbuches spricht: „Wer für eine Handlung, die eine Verletzung einer Dienstpflicht enthält, Geschenke oder anderen Vortheil annimmt, wird wegen Bestechung mit Zuchthaus bis zu fünf Jahren bestraft. In minder schweren Fällen tritt Freiheitsstrafe bis zu drei Jahren ein.“ Der Angeeschuldigte ist auf Befehl des Gerichtsherrn der Gardefavalleriedivision verhaftet worden und sitzt seit dem zwanzigsten Julitag in der südlichen Militärarrestanstalt (in der Hasenhaide). Eine traurige Geschichte; Staunen konnte sie, starres Entsetzen freilich nur da erregen, wohin über die Vertrags- und Lieferungsverhältnisse der Firma Von Lippelskirch (und Genossen) seit dem Beginn des Vantuaufstandes bisher kein Wörtchen gedrungen war. Nun aber lesen wir, der Kaiser habe aus Norwegen nach Berlin telegraphirt, er fordere von der Behörde rücksichtslos durchgreifendes Handeln. Fordere also, daß nach dem Gesetz verfahren werde. Das, hoffen wir, wäre auch ohne die Mahnung geschehen. Die bewirkt vielleicht, daß dem Beschuldigten ein etwa noch möglicher Entlastungsbeweis erschwert wird; und sicher, daß der Erdkreis aufhorcht. Wieder ein deutscher Kolonialskandal. Der älteste, bewährteste Gouverneur laut der Illuzucht, Urkundenfälschung, Bestechlichkeit verdächtig. Ein anderer wegen roher Mißhandlungen abgesetzt. Ein dritter von der Heimathbehörde gezwungen, sich vom Gouvernementsarzt untersuchen und amtlich bescheinigen zu lassen, daß er nicht syphilitisch sei. Der Tapfere, der in Südwestafrika die deutschen Truppen zum Siege geführt hat, wird zur Disposition gestellt, scheidet in sichtbarem Zorn und läßt in seiner letzten Rede keinen Zweifel darüber, daß er den Vater all der Uebel, die sein Handeln hemmten, im Kanzler erblickt. Aus der Kolonialabtheilung werden fast alle Geheimräthe plötzlich in andere Ämter versetzt. In jedem Stockwerk thront ein Untersuchungsrichter. Beamte aller Rangklassen werden vernommen, scheinen belastet. Nun würgt der Verdacht gar einen Stabsoffizier im Bezirk des Oberkommandos, dessen Chef, ein Oberst, vom Urlaub nicht dienstfähig heimkehren wird. Ubi pus, ibi evacua. Ließ sichs aber, mit Lihol oder feuchter Hitze, Alkohol oder Bestrahlung, nicht stiller machen? Mußte den britischen Settlements diese Fülle brauchbaren Zündstoffes geliefert werden? Ob in allen Fällen die Schuld der Angeklagten erwiesen wird, ist jetzt kaum noch wichtig; wo die härteste Strafe ausbleibt, da, wird es heißen, hat man den schwarzen Fleck eben überschminkt. „Wie weit muß die Verseuchung gediehen sein, da der Kaiser selbst die Anwendung des Messers und Brandeisens befahl! Und dieje zuchtlojen Leute wollen kolonisiren und bilden sich ein, mit uns den Kampf um ungesättigte Länder wagen zu können! Nur die von ihnen selbst veröffentlichte Sündenliste brauchen wir vorzulegen: und jeder Farbige erklärt, wie Morenga

jüngst im Kapland, er werde den Briten gern, doch niemals den Deutschen sich beugen.“ Kanzler und Kanzlergehilfen sind zu solcher Einsicht immerhin noch klug genug. Sie wissen, daß man den Norweger, Eduards Schwiegerohn, vor seiner Antrittsvisite nicht besuchen durfte; daß man Nikolai in seinem vergoldeten Käfig brüten lassen und den gefährlichen Schein eines Ingerenzversuches meiden muß; daß die Vernunft, der dumpfe Instinkt schon dem Politiker rath, den bei Nacht gehäuften Schmutz nicht am hellen Tag lange auszustellen. Das Alles wissen selbst die Einfältigen. Haben aber nicht den Muth, laut zuzagen: So muß es, nur so darf es sein; sonst gehe ich. Heute. Denn ich kann nicht anders.

Nur Einen, der dieses Wortsprache, sollte man loben; dieses Wort nur von Jedem verlangen. Tag vor Tag wiederholen: Der Platz, der nach der Verfassung dem Kanzler gebührt, ist leer; und ehe er nicht wieder würdig besetzt ist, kehrt dem Reich das Glück nicht zurück. Kann nicht zurückkehren. Daß der calculus des Kaisers fast immer auf der falschen Stelle lag, möchte noch hingehen. Wilhelms in die Weite strebendes Planen ist nirgends ans Ziel gelangt. Er hat Frankreich nicht versöhnt, den Islam nicht gewonnen, weder in Rußland noch in Ostasien Liebe geerntet, trotz allen Geschenken, Artigkeiten und Milliardärbesuchen in den Vereinigten Staaten nicht die erhoffte Reigung zu einem Schutzbündniß gegen England gefunden; nicht einmal das Vertrauen der Holländer zu stärken und den Dreibund zu erhalten vermocht. Wie sein Ahn, das einzige politische Genie des Zollernhauses, könnte auch er, nur mit schwerer belastetem Herzen, heute über die Zeit klagen, où l'on est bien revenu de la terreur de nos armes, où l'on pousse la témérité jusqu'à nous mépriser. Auch Hohenzollern sind sterbliche Menschen und dem Irrthum unterthan. Doch selbst ein mit politischem Talent und sicherem Augenmaß begabter Monarch könnte in unseren Tagen nicht die Geschäfte eines großen Reiches führen. Nicht, wenn er an der Spitze zu sehen wäre. Eduard thut viel (manche Briten meinen: zu viel) und hat sein soignirtes Fetzthändchen in jedem Spiel, das um hohen Einsatz geht. Sieht man ihn aber? Ist seines Wirkens Spur aus der Ferne genau zu erkennen? Britanien wollte ein schwaches Rußlandreich: Japan erfüllte den Wunsch. Wollte in Asien gegen Amerika, Rußland und Deutschland, in Afrika gegen deutsche Konkurrenz, in Europa gegen eine Festlandkoalition gesichert sein: Bündniß mit Japan, Freundschaft mit China, Vorstoß nach Tibet; Begünstigung der Hereros und Hottentoten, schlaue Ausbeutung der kameruner, windhucker, berliner Kolonialskandale, Cromers kluge Diktatur in Egypten, Abkommen über Tripolis, Marokko, Abessinien, Einschüchterung des Osmanenkhalifen; entente cordiale mit Frankreich, Italien, Spanien, Portugal; auf

Norwegens Thron ein Däne, der von England die Frau und die Krone empfing; der Sultan am Persischen Golf so ohnmächtig wie am Sinai. Rußland? Sobald es mürb genug ist, laden wir in unseren Concern, der das deutsche Land wie ein Gurt umschnürt, helfen ihm auch wohl mit Bargeld aus der Klemme. Einsteuweisen schüren wir die Feuer, deren Gluth ihm den Angstschweiß aus den Poren treibt. Sagen dem Zaren: Deutschland will mit Wassengewalt interveniren, weil es Dir nicht mehr die Kraft zur Ruhestiftung zutraut. Sagen der Rebellen-schaar: Deutschland will Euren Tyrannen starke Büttel liefern, weil es von je her der Hort finsterner Reaction war und immer sein wird. Säen auf beiden Seiten so Mißtrauen wider den Nachbar und hindern durch das Alarmgeschrei Deutschland, die Gelegenheit zu vortheilhafter Annäherung zu benutzen. Unser biederer Schwabbannerman ärgert den Zaren mit thörichter Rede? Thut nichts; wir erinnern an das Wort eines anderen Campbell: Coming events cast their shadows before. Lassen Herrn Stolypin sagen, die Rede sei mißverstanden worden; und haben für den Nothfall bei den russischen Montagnards ein neues Steinchen im Brett. Zeigen auf Kongressen und bei Verbrüderungsschmäusen inzwischen, daß wir fast too full of the milk of human kindness sind, und empfehlen, da wir in naher Zeit nicht viel stärker werden können, den Völkern der Erde, die lästige Rüstung abzulegen. . . . So macht man Politik, nützt man wechselnde Konjunkturen aus. Der König ist hinter dem Vorhang zu ahnen; wer nach ihm stäche, träfe gewiß aber nur irgend einen Polonius. Der König läßt sich suchen, läßt seines Willens Richtung errathen. Redet nicht, telegraphirt nicht und kann jeden Augenblick sagen: Das hat mein Minister gethan, der Vertrauensmann der regirenden Mehrheit. Ist überall, wo er sich zeigt, willkommen; und erlebt jetzt die lange in kühler Geduld erwartete Freude, daß die Frage, ob er den Neffen endlich besuchen will, zum Pivot deutscher Politik geworden ist.

Nie wäre dies geworden, wenn Bismarck ein aufrechter Nachfolger lebte. Der hätte die Mensurdepeche, die Besuche in Schönbrunn und Christiania, das Loblied auf Studt und die Botschaft an Nikolai als Kanzler nicht überdauert; selbst wenn er erst nach der marokkanischen Niederlage ins Amt gelangt wäre. Der würde jetzt tapfer vor seinen Herrn hintreten und sprechen: „Eine Zusammenkunft mit dem König von England ist fürs Erste unmöglich; müßte dem Ansehen Eurer Majestät ungemein schaden. Draußen; und noch mehr in unserer Heimath. Nicht mir steht das Urtheil darüber zu, wo in diesem Verwandtenzwist das Recht, wo das Unrecht ist. Mit einem Vetter aber, der gegen ihn so gehandelt, über ihn so gesprochen hat wie, nach unzweideutiger Wahrnehmung und zehnfach beglaubigtem Zeugniß, König Eduard gegen und über Euer Majestät, würde sogar ein Privatmann nicht persönlichen Verkehr suchen.

Der gekrönte Vertreter einer Großmacht darf es nicht. Alle, die für uns wichtig sind, wissen, was geschehen ist; wissen auch, daß der König nur kommt, weil er sehr oft (und nicht ihm allein) ausgesprochenen Bitten sein Ohr nicht länger verschließen kann, und daß sein Gefühl beim Scheiden nicht zärtlicher sein wird als in der Minute des ersten Grußes. Wir wollen so höflich sein, wie sich ziemt, jede Möglichkeit neuen Haders sorgsam meiden und in stiller Geduld warten, bis im Volksempfinden die Wunde verharscht. Wenn der Oheim dann, ungerufen, unerfehrt, bei uns einkehrt, wird ergastliche Aufnahme finden. Für diesmal erbitte ich die Ermächtigung, durch den Botschafter melden zu lassen, Eurer Majestät Zeit sei für Hochsommer und Herbst so belastet, daß die Zusammenkunft mit dem König, zumal er den Umweg über Berlin scheue, leider verschoben werden müsse.“ Keiner sprach seit 1890 je wieder so. Jeder umlauerte den Herrn. Was mag er wollen? Welchen Willens Ausdruck wünscht er von mir zu hören? Caprivi war ein in der Zucht des Kriegsherrn erwachsener, der Politik fremd gebliebener Soldat, Hohenlohe ein müder, des Reichsgeschäftes unkundiger Greis, Bülow ein von Fortunen allzu hitzig gekühtes Gunstkind, das, mit charmanten Gaben, überall ein guter Zweiter werden konnte, nirgends ein Erster. Ein strammer General, zwei schmiegsame Diplomaten, die ein Staatsmann zu nützlichem Agentendienst verwenden konnte. Alle Drei dachten mehr an Applaus als an fortwährende Wirkung; wollten sich auf der Höhe halten und ihrer Person Anerkennung werben, nicht den vorbedachten Plan eines Schöpferhirnes durchsetzen. Wollten sich, nicht eine Sache. Alle Drei stöhnten vor den Gästen über die Gefahr kaiserlicher Initiative und Keiner wagte Kopf und Kragen an den Versuch, sie zu mindern. Was kommen mußte, kam. Schneller als in Fritzens Preußen nach 1786 führte diesmal der Schlangelpfad bergab; schneller noch als in den dunklen Tagen, da Friedrich Wilhelm der Vierte die Hoffnung enttäuschte. Das Unglück dieser Zeit hat Treitschke in die Worte gefaßt: „Die ruhige Würde des Vaters erweckte Vertrauen, die bewegliche Geschäftigkeit des Sohnes Zweifel und Argwohn.“ Damals gab es kein Deutsches Reich, hatte der Preußenstaat noch keine Verfassung. Temperament und Neigungen eines Deutschen Kaisers würde die Reugier vergebens umspähen, wenn wachsam vor ihm der Kanzler stünde, der für den Platz gedacht ward. Dann würde der Kaiser nicht täglich genannt, aber auch nicht für das Mißgeschick des Reiches verantwortlich gemacht. Doch Bismarck hat, seit Caprivi das böse Beispiel gehorsamer Handlangerleistung gab, keinen Nachfolger gefunden. Daß auch einem tüchtigen Volk nicht in jedem Menschenalter ein genialer Führer ersteht, wußten wir, ehe tausend Trompeten es von allen Thürmen bliesen. Wer aber, Ihr Ueberlauten, träumt sich heute denn noch ein Genie an des Reiches Spitze? Deutschland ersehnt nur einen Mann.

## Das Jubiläum der Theerfarbenindustrie.\*)

Mein lieber Dr. Perkin, in diesen Tagen des Goldenen Jubiläums der Theerfarbenindustrie, welche Sie, als Jüngling von siebenzehn Jahren, begründeten, kann ich leider nur in Gedanken bei Ihnen sein, da mein Gesundheitszustand mir jetzt unmöglich macht, die so oft und gern angetretene Reise nach England zu unternehmen. Sie werden überzeugt sein, daß ich Dies sehr bedaure; nicht allein, weil mein Name auf der Liste der Deutschen Sektion des internationalen Jubiläums Komitees steht, dessen Aufgabe ist, Ihnen die Huldigung der chemischen Welt darzubringen, sondern, weil ich in all den Jahren unserer alten Freundschaft oft Gelegenheit genommen habe, Ihnen den Respekt auszudrücken, der Ihren außerordentlichen persönlichen und wissenschaftlichen Qualitäten gebührt. Sie sind in der That während Ihres gesammten Lebens ein Vorbild für uns jüngere Männer der Wissenschaft gewesen. Sie haben uns gezeigt, zu welchen Höhen ein „Self taught man“ durch edles Streben und unbezwingbare Energie hinaufsteigen kann. Wenn Ihr Name für alle Zeiten als derjenige des Begründers einer der interessantesten und schönsten Industrien fortleben wird, so werden Sie eben so wenig vergessen werden als der Erste, der auf dem Boden der reinen Wissenschaft diese völlig neue und heute in das Leben des Kulturmenschen so tief eingreifende und folgenreiche Industrie geschaffen hat. War doch die Theerfarbenfabrikation die Nährmutter aller übrigen aus dem Steinkohlentheer entspringenden, jetzt so mächtigen und weltumspannenden chemischen Großindustrien, die Führerin auf dem Siegeszug, auf dem die Fabrikation der künstlichen Heilmittel, Nährmittel, Riechstoffe und anderer heute ganz unentbehrlichen Güter friedlich erobert, erfunden wurde. Diese That: der direkte und handgreifliche Nachweis, daß die reine Wissenschaft den fruchtbarsten Boden auch für den technischen und kommerziellen Fortschritt bildet, diese wahre Großthat stellt Sie für alle Zeiten in die erste Reihe der großen Lehrer und Reformen. Das alte Vorurtheil, daß Handel und Gewerbe nur aus der täglichen Erfahrung und Praxis hervorgehen und lernen können, diesen eingewurzelten und schädlichen Aberglauben haben Sie für immer widerlegt. Seit 1856, seit der Begründung der Theerfarbenfabrikation ist es Gemeingut aller verständigen Männer aller Nationen geworden, daß die Wissenschaft die Grundlage auch für Gewerbe und Handel ist. Das heißt: für den allgemeinen Wohlstand. Die Herrschaft der Routine und der rohen Empirie war für immer gebrochen

\*) Zum fünfzigjährigen Jubiläum der Theerfarbenindustrie hat der heidelberger Professor Brühl an den Präsidenten der Chemischen Gesellschaft in London einen Brief geschrieben, der eine zur öffentlichen Verlesung bestimmte Ansprache an Herrn Dr. W. S. Perkin enthielt. Herr Professor Brühl hatte die Güte, mir eine Uebersetzung dieser Ansprache für die Leser der „Zukunft“ zu senden.



und theoretisches Wissen und experimentelles Können war an die Stelle des Herumprobirens und des Zufalls getreten.

Aber Sie waren nicht zufrieden, als Sie dieses hohe Ziel und den Rang einer historischen Persönlichkeit in der Förderung von Produktion und internationalem Waarenaustausch erreicht hatten. Beseelt mit einem edlen Wissensdurst und bestrebt, unsere Erkenntniß der Natur zu vervollkommen und auszu dehnen, haben Sie die Organische Chemie mit einer Reihe der glänzendsten experimentellen Entdeckungen bereichert. Und nicht unerwähnt darf bleiben, daß auch diese reine Wissenschaft selbst durch keine einzige praktische Entdeckung oder Erfindung einen so mächtigen, fruchtbaren und nachhaltigen Antrieb erhalten hat wie gerade durch die Entdeckung der künstlichen oder Hoeferfarbstoffe.

Und endlich, in einem Alter, in dem die Meisten sich auf so wohl-erworbenen Lorber zu Ruhe gelassen hätten, unternahmen Sie wieder, mit der Spannkraft des Jünglings, ein ganz neues und umfassendes Werk. Gebrauch machend von einer höchst merkwürdigen, einer geradezu verblüffend genialen Entdeckung Ihres großen Landsmannes Michael Faraday, machten Sie sich zur Aufgabe, die Beziehungen zwischen der chemischen Beschaffenheit der Körper und ihrer magnetischen Circularpolarisation (Das heißt: einer der allgemeinen Eigenschaften aller Materie) zu erforschen. Vor Ihnen war wenig, fast nichts über diesen Gegenstand bekannt, jedenfalls nichts für den Chemiker praktisch Brauchbares. Sie schufen einen neuen Wissenszweig, lehrten uns, wie aus der magnetischen Rotation Schlüsse in Bezug auf die Struktur der Körper gezogen werden können, ähnlich wie aus einer anderen allgemeinen physikalischen Eigenschaft, der Refraktion und Dispersion. Und indem Sie zeigten, daß beide physikalischen Untersuchungsmethoden zu völlig übereinstimmenden Ergebnissen führen, leisteten Sie beiden Disziplinen einen wesentlichen Dienst; und damit zugleich auch der Chemie, der jene zu dienen bestimmt sind.

Das Werk Ihres arbeitsreichen Lebens ist ein erstaunlich vielseitiges und umfassendes und ward von glänzendem Erfolge gekrönt. Die große britische Nation ist mit Recht stolz auf Sie, ihren Sohn, und wird Ihr Bild der Nationalgalerie einverleiben, in der so viele Helden verewigt sind. Aber William Henry Perkin, der Schöpfer einer weltumfassenden Industrie, der große Naturforscher, gehört nicht allein seinen Landsleuten. Er wird bewundert in allen fünf Erdtheilen und in allen Kulturländern gedenken seiner treue und ergebene Freunde mit Verehrung und Liebe. Mich zu diesen rechnen zu dürfen, mein lieber Dr. Perkin, wird immer eine der werthvollsten Erwerbungen meines Lebens bilden. Daß Sie noch für viele glückliche Jahre Ihrer Familie und Ihren Freunden zur Freude, der Menschheit zum Nutzen und zur Racheiferung, erhalten bleiben: Das ist der herzlichste Wunsch Ihres ergebenen Freundes

Heidelberg.

Julius W. Brühl.

## Pariser Ausstellungen.

Über müßte ich „Salons“ sagen? Das Wort aus der seligen Rokokozeit widerstrebt mir vor diesen erschrecklichen Monstre-Anhäufungen von bemalten Leinwänden; es erweckt unwillkürlich so ganz andere Vorstellungen. Nur eine Veranstaltung wird mit dem Wort „Salon“ treffend bezeichnet. Weit draußen im Bois, in dem bezaubernden Schloßchen La Bagatelle (um ich weiß nicht wie viele Millionen wurde diese Kleinigkeit vor Kurzem von der Stadt Paris erworben) haben die Künstler vom Champ de Mars, vom ehemaligen, eine retrospective Ausstellung gemacht, die gegen die Jahresausstellungen in jeder Beziehung vortheilhaft absteht. Parva sed apta steht über der Eingangspforte. Die Worte beziehen sich freilich auf das Schloßchen und stammen von dessen Erbauer (der als König Karl der Zehnte hieß), aber man könnte für die Ausstellung selbst, über deren Eingang sie stehen, keine passenderen finden. Hier fühlt man sich im Salon. Alles bietet hier Genuß: die Räume, die man durchwandelt, die Teppiche, auf die der Fuß tritt, die kostbaren Möbel, die zum Ruhen einladen, besonders aber die ausgestellten Kunstwerke. Zuerst ist es ein reiner Sinnengenuß. Dabei gehen Einem plötzlich Lichter auf und man erlebt Freuden jeder Art.

Die Bedeutung dieser kleinen Ausstellung beruht zunächst darin, daß wir einzelne Künstler hier von ihrer intimsten Seite kennen lernen, was auf der großen Jahrhundertausstellung im Allgemeinen weder erreicht noch auch nur angestrebt wurde. Die großen Galeriestücke geben ja nicht immer den besten Begriff vom Können eines Künstlers. Von bekannten Meistern sehen wir hier ein fast fremdes Gesicht, ihr Jugendgesicht voll keuscher Reize noch ohne das stereotype Mienenspiel der späteren Virtuosität. So von Albert Besnard einen weiblichen Studentkopf mit breitflächiger und doch unendlich zarter und weicher Modelirung, von ergreifender Wirkung; weit ist man hier von den verbläffenden und blendenden Werken des späteren Luministen und noch weiter von dem virtuosen Diplomatenbildniß zweifelhaften Werthes, das im Salon hängt.

Sehr überrascht haben mich die Sachen von Stevens. Diese Bildnisse pariser Damen haben mich mehr an unjeren Leibl erinnert als an die großen pariser Meister, bei denen der Belgier Stevens, der allmählich doch ganz Pariser geworden war, in die Schule gegangen ist. Vielleicht liegt's daran, daß Stevens, wie Leibl, bei aller raffiniert malerischen Behandlung der Oberfläche nicht unterläßt, den Ausdruck des individuell Innerlichen zu betonen, mehr zu betonen, als es im Allgemeinen französische Art sein mag. Nicht immer; und gewiß nicht in der Literatur. Aber in der großen Bilder-Heerschau des Jahres, wo in der glänzenden und erfolgreichen Durchschnittsmalerei das mondäne Damenbildniß den ersten Platz einnimmt, kann man sich der Beobachtung nicht verschließen, daß diese Malerei, elegant, brillant, charmant wie ihr Gegenstand, uns sehr viel von Toilette, Coiffure und Boudoir-Chic erzählt, doch sehr wenig von den Seelen der Dargestellten, von ihrer inneren Individualität oder individuellen Innerlichkeit. Wenn man von diesen Bildnissen sich nach den Originalen umwendet, die am Tag der Eröffnung in Schaaren zu sehen sind, so kann man sich leicht überzeugen, daß die gemalten Puppenköpfe durchaus nicht Dokumente der Wirklichkeit sind, sondern nur Beweise eines korrumpirten Geschmacks oder völligen Unvermögens.

Und da bemerke ich zu meinem Schrecken, daß ich mit diesen letzten Bemerkungen etwas unbedacht und voreilig La Bagatelle schon verlassen habe, dieses Zauberschloß mit seinen außerlesenen stillen Wundern, seinem Park, dem schönsten weit und breit um Paris und den auch noch nicht, wie die Hauptstraßen des Bois, die Autos durchschnauben, durchstauben, durchhäkern. Aber hier muß ich mich doch unterbrechen. Denn in diesem Lustwald des eleganten Paris und in den Champs Elysées wird Einem deutlicher als irgendwo, welchen Riesenschritt die Welt wieder vorwärts gemacht hat. Nämlich in ihrer Verhäßlichung. Wie schön wars früher hier und welcher Genuß auch für den Armen, diese Tausende von eleganten Equipagen, mit den feurigen Thieren zu sehen, diesen Adel in Haltung und Geberde, diesen Triumphzug pariser Frauenreizes! Ein entzückendes, ein herausforderndes Schauspiel, etwas dunkler, gedämpfter, getrübt in den Farben als in den großen aristokratischen Jahrhunderten, aber doch den Sinn, der in ihm lag, stark und schön ausprechend. Und jetzt . . . Jetzt sucht man vergeblich nach einem Sinn. Oder sieht den wahren Sinn nur zu deutlich unter der Larve, unter der wühenden Jagd nach Emotion. Diesen Menschen fehlt so ziemlich Alles, um aus dem Leben einen Genuß, eine Schönheit, ein Fest der Freude zu machen. Sie brauchen eine laute, überlaute, rohe, brutale Sprache, um sich und Andere von ihrem Machtgefühl zu überzeugen. Und sie brauchen gar keine Schönheit, keine Freude, keine Lust, keine Steigerung der Lebensgefühle, sondern nur eine plebejisch übertriebene Geberde dafür.

Aber ich bin vielleicht ein Romantiker. Und das Automobil ist vielleicht ein Symbol von graufiger Schönheit. Jeder große, wahrhaft selbstherrliche Souverain schuf auch immer einen neuen Stil. Und der letzte allmächtige Weltbeherrscher, gegen den die alten Könige wahre Lumpen sind und der in seiner Unpersönlichkeit und Knoggnität fast etwas Dämonenhaftes hat, der Kapitalismus, fand vielleicht den seinem Stil passendsten Ausdruck in seiner dämonenhaft unheimlichen oder un-menschlich-maschinenhaften symbolischen Staatskarosse. Wir müssen uns wohl erst an die neue Schönheit gewöhnen. In der Malerei ist's uns ja nicht anders gegangen.

Die Klassen, die sich in Paris zu den Repräsentanten höherer Bildung zählen, haben sich an die Malerei des Neoimpressionismus noch immer nicht gewöhnt und der Salon des Indépendants ist ihnen eine sehr unheimliche Sache. Fast so unheimlich (aus mancher Aeußerung habe ich's herausgehört) wie dem münchener Vierphilister und der bürren berliner Geheimrätin ihre heimatliche Sezessionsmalerei. Diese Ausstellung der „Unabhängigen“ wurde just an dem Tage geschlossen, wo ich in Paris ankam; so habe ich leider nur die Ausräumung noch gesehen. Unter den Bildern, die da auf Frachtwagen geladen wurden, waren vielleicht auch die, vor denen nach dreißig oder fünfzig Jahren, wenn sie im Luxembourg wieder aufstauen, der Philister Bewunderung heucheln wird. Er hat sich dann an den Lärm des Automobils gewöhnt; oder ist ungenügend so. Dadurch unterscheidet er sich vom Romantiker. Dadurch beweist er seine „Bildung“.

Da ich also, wahrscheinlich als Romantiker, wieder einmal zu spät gekommen bin, habe ich nur noch die offiziell geweihte Kunst gesehen, der in dem ungeheuren „Palast der Künste“ vom Staat ein Ausstellungsraum geschaffen ist, dessen Pracht den Glauben weden muß, in der Französischen Republik sei die Kunst eine staatliche Angelegenheit ersten Ranges. Wäre es nicht nur ein halber Trugschluß?

Zwischen den beiden in diesem Palast vereinten Ausstellungen der Artistes

Français und der Société Nationale (dem ehemaligen Champ de mars) giebt es, wie bei uns zwischen offizieller Kunst und Sezession, keine inneren, prinzipiellen Trennungsgrenze mehr, sondern nur noch äußerliche, geschäftliche oder einfach historische. Doch sieht man rasch, daß der Salon des artistes français stärker, namentlich vom eleganten Publikum, besucht wird. Das ist ganz in der Ordnung. Denn diese Ausstellung enthält noch immer mehr Bouguereau, also Kitsch, als die andere.

Kitsch ist Kitsch. Aber zwischen deutschem und französischem ist immerhin ein Unterschied. Der deutsche hat einen bäuerlichen Zug, sucht aufs Gemüth zu wirken und verfällt leicht ins Plumpse, sogar ins Rohe nach der Seite der Ausführung und in falsches Pathos und falsche Sentimentalität nach der Seite der Auffassung. Der französische Kitsch strebt nach Eleganz, ist auf „rose“ gestimmt, ist raffiniert oberflächlich, reich an „koffetten“ Mitteln, verschmähst aber eben so wenig wie der deutsche Pathos und Sentimentalität. Von der Behandlung des Damenbildnisses war schon die Rede. Die Landschaft, so weit sie in diesem Zusammenhang zu nennen ist, hat den selben Charakter: geschminkte Natur. Der pariser Maler darf in der schönen (im konventionellen, nicht im künstlerischen Sinn schönen) Lüge viel weiter gehen als der deutsche, der sich dafür in der Plumpheit mehr erlauben darf. Doch genug von der Psychologie und der Physiognomie des Kitschs. Er nimmt hier schon zu viel Raum ein; wenig freilich im Verhältniß zu dem Raum, den er im stolzen Palast der Künste einnimmt.

Unter dem technisch sauber ausgeführten Schund hängt hier und da ein gutes Bild. Und oft ist es nicht einmal ein französisches. Einige Engländer fallen auf durch den stilleren Ton, den strengeren Rhythmus, die tiefere Harmonie des Kolorits, überhaupt durch eine zurückhaltende, von alter Tradition zugehende Vornehmheit. Zwei deutsche Frauenbildnisse, das eine von Fehner in Berlin, das andere von Walter Thor in München, heben sich von ihrer Umgebung durchaus vorthellhaft ab, was auch von Franzosen bemerkt wird. Franzosen hier in diesem Zusammenhang zu nennen, geht nicht; ich müßte dann doch gleich zu viele nennen.

Einige Worte nur über Henri Martin. In ihm besitzt Frankreich, Das zeigt sich immer deutlicher, einen Meister der monumentalen Malerei, den würdigen Nachfolger von Puvis de Chavannes. Diese Riesenspanneang, für das Kapitol in Toulouse bestimmt, wirken mehr als nur dekorativ; sie sind wahrhaft monumental. Die eine Wand besonders, die den Sommer und die Landarbeit darstellt, wirkt überwältigend; sie ist im Rhythmus der Bewegung und der koloristischen Abgestimmtheit höchster Bewunderung werth. Um dem Verdienst dieser Riesenschöpfung gerecht zu werden, braucht man es nur mit der Dekoration von P. E. Delacroix (verhängnißvoller Name hier) zu vergleichen, wo das selbe Thema auf fast gleich großem Raum behandelt ist. Bei solchem Vergleich muß ein Blinder die Wichtigkeit der Komposition und die entscheidende Bedeutung einer starken, schwächeren oder, wie bei Delacroix, ganz und gar fehlenden rhythmischen Accentvertheilung fühlen. Was in Martins Werk so groß wirkt, ist eben der strenge Eurhythmus, der das Ganze zur Einheit zusammenfließen läßt, der allen Tumult bannt, alle Unordnung fernhält und eine tiefe Beruhigung in die Seele strömt. Leider ist die zweite Riesenswand nicht so gelungen. Hier hat der Poet und Romantiker in Henri Martin den Plastiker nicht zum Besten berathen. Er hat hier als Gegensatz zur Landarbeit die rein geistige Arbeit gewählt. Denken, dichten, träumen: Das sind Thätigkeiten, die

der Darstellung doch eigentlich widerstreben. Diese Schöpfung, so viel Innigkeit auch darin ausgebrüht ist, leidet an einer bedenklichen Monotonie und an dem schwächend visionären Zug, der in unangenehmer Weise an den früheren Symboliker erinnert. Und doch konnte gerade hier, in der Darstellung der städtischen Kultur, ein breiteres und weiteres Leben der thätigen Menschheit zur Anschauung gebracht werden; geistige Arbeit wohl und höchstgesteigerte, aber in ihren weithin sichtbaren sinnlichen Wirkungen, die doch auch eine große Poesie aussprechen können. Aber der Mystiker Martin hat sich wohl nicht Kraft genug getraut, die unorthodoxe Brutalität des Lebens mit Künstlerruhmacht nachzuschaffen. Schwerer wäre es allerdings gewesen als das Unternehmen, sinnende Peripatetiker und schwärmende Mädchen in angemessenen Gruppen zu vertheilen. Zu allem Unglück steht auch der koloristische Afford zu dem der anderen Wand in schreiendem Gegensatz, ohne daß man den Grund recht einzusehen vermag.

Das aber bleibt bestehen: wenn Einer heute in Europa, so ist Henri Martin auf dem richtigen Weg zu einem großen Stil der Raumkunst, der monumentalen Malerei. Und er steht in Frankreich nicht durchaus allein. Roos, mit seinem *Mens agit molem* und Renard mit seiner *Terre Antique* sind neben ihm zu nennen. Besonders aber Auburtin mit seinem *Orpheus*. Der steht an Größe der Form und strenger Serenität des Kolorits dem großen *Pavis de Chavannes* sogar näher als Henri Martin. Im Saal des „*Orpheus*“ hängt auch das *Monstre*-Gemälde des Schweizeren Girou. Dieseleinwand zeigt ein außerordentliches Können und doch ist Alles, was wir davon empfinden, nichts als ein neugieriges Staunen; die eigentliche künstlerische Wirkung bleibt aus. Warum? Das Werk widerspricht allen Gesetzen dekorativer Kunst und verfehlt in seiner Größe jeden vernünftigen Zweck. Man kann da viel lernen.

Die zuletzt genannten Werke hängen in dem Salon der *Société Nationale*. Hier ist der Ritzsch weniger vordringlich, die Zahl der Kömmer größer. Man erlebt hier starke Eindrücke und ehrliche Freude. Ich müßte viele Namen nennen, wenn ich mich darauf einlassen wollte. Die stärkste Wirkung empfing ich von der sprühenden und wahrhaft herauschenden Koloristik von Gaston De Louche. Besnard wirkt gegen früher fast matt und wie ermüdet. Carrière hat einen ganzen Saal für sich. Ich habe früher hier über ihn gesprochen; diesmal hat er mich nur halb erbaut. Er scheint mir sehr deutlich zu beweisen, daß ein Künstler, der sich mit einer einmal gewonnenen Manier allzu leicht zufrieden giebt, bei aller Begabung schließlich auf die schiefe Ebene geräth und, da er nicht stärker wird, in fataler Weise von Schritt zu Schritt schwächer werden muß.

In dieser Ausstellung ist ein Bild, das George de Téli *le clou de curiosité du Salon* nennt; er fügt hinzu: *Elle sera très regardée, très commentée; et voilà de quoi satisfaire et l'artiste et l'impérial modèle*. Gemeint ist das Bildniß Wilhelms des Zweiten von Fritz Vorkhard. Der französische Kritiker hat sich übrigens geirrt: das Bild wird sehr wenig beachtet; fast gar nicht. Die Meisten erkennen das Original nicht. *Malgré les moustaches en croc* ist das Bild auch merkwürdig unähnlich. Und nicht einmal schmeichelhaft unähnlich. Ich sage nicht mehr; aus begrifflichen Gründen. Wenn der Kaiser dieses Bild gesehen hat und mit seiner Einwilligung nach Paris gehen ließ, dann hat er jedenfalls bewiesen, daß er nicht eitel ist. Die Malerei als solche ist einfach jämmerlich. Zuerst

wenn man durch die gegenüberliegende Thür in den Saal tritt, wird man frappirt. Man hat den Eindruck, der Kaiser stehe auf der Weltkugel oder auf einer Alpen Spitze zwischen den Wolken. Wenn man näher tritt, verschwindet diese Täuschung, aber es scheint doch, als ob der Künstler sie beabsichtigt habe; und er hat sie erreicht durch die den Kaiser umgebenden Wolken, ohne jede Andeutung eines Horizonts. Besonders böß ist das Kolorit. Das Grün des Jägerrockes ist von verwaschener Fröhlichkeit und bildet mit dem Violett der Wolken, das einen Stich ins Schwefelgelbe hat, einen Mißton, der förmlich wehthut. Ich habe über das Bild französische und deutsche Stimmen gehört. Bei den Franzosen klang durch den reservirt höflichen Ton eine leise Schadenfreude hervor; deutsche Patrioten aber bedauerten, daß wieder einmal eine feierliche Gelegenheit dazu dienen mußte, den Franzosen von deutscher Kunst einen Begriff zu geben, der unserer Wirklichkeit durchaus nicht entspricht und der das Ansehen unserer Kultur nur schmälern kann.

München.

Benno Rüttenauer.

Die Kunst des Malens kann nit wol geurtheilt werden dann van den, die do selbst gut Maler sind. Aber fürwahr den anderen ist es verborren, wie dir ein fremde Sprach. Die groß Kunst des Malens ist vor viel hundert Jahren bei den mächtigen Königen in großer Achtbarkeit gewesen. Dann sie haben die fürtrefflichen Künstler reich gemacht und würdig gehalten. Dann sie bedauht, daß die Hochverständigen ein Gleichheit zu Gott hätten, als man schrieben sindt. Dann ein guter Maler ist inwendig voller Figur, und obs möglich wär, daß er ewiglich lebte, so hätt er aus den inneren Ideen, dovan Plato schreibt, allweg etwa Neues durch die Welt auszugiehen. Vor viel hundert Jahren sind auch etlich berühmte Meister gewest, als mit Namen der Phidias, Proxoteles, Apelles, Policletus, Parghasias, Lisipus, Prothogines und die anderen übertrefflichen Meister, deren etlich ihre Kunst beschrieben haben und zumal künstlich angezeigt, klar an Tag gebracht. Doch ist ihr löblich Gedächtniß und Kunst verloren geschehen, etwan durch Krieg, Ausreibung der Volcker oder Veränderung der Gesetz und Gelauben, das do billig zu bereuen ist van einem idlichen weisen Mann. Es geschicht oft durch die groben Kunstverdrücker, daß die edlen Jungen ausgeleht werden. Dann so sie die gezogenen Figuren in etlichen Linien sehen, vermeinen sie, es sei eitel Teufelsbannung. Also ehren sie Gott mit dem, was wider ihn ist. Und menschlich zu reden, so hat Gott ein Mißfall über die, die do solche Meisterschaft vertilgen, die mit großer Mühe, Erbet und Zeit erfunden würd und allein van Gott verliehen ist. Ich hab oft Schmerzen, daß ich der vorbestimmte Meister Kunstbücher beraubt muß sein. Aber die Feind der Kunst verachten diese Ding. Item hör auch kein Neuen, der etwas beschrieb und aus Lieb gehen, den ich zu meiner Befrung lesen möcht. Dann ob etlich sind, so verbergen doch ihre Kunst. So schreiben etlich van den Dingen, die solches nit können. Das lautt dann zumal blo (blau), dann ihre Wort sind am besten (sie machen nur schöne Worte). Wer etwas kann, der mercks gar bald. Auf solchs will ich mit gottlicher Hilff das wenig, so ich gelernt hat, anzeigen, wiewol solchs ihr viel verachten werden. Do leit mir nit an. Dann ich weiß wol, daß ein idlich Ding ehe zu schelten dann ein bessers zu machen ist. Ich will auch solchs auf das verständigt unverborglich furbringen, so ich mag. Und wenn es möglich wär, so wolt ich geren alles das, das ich kann, klar an Tag bringen, das zu Lieb den geschickten Jungen, die solche Kunst höher lieben dann Silber und Gold. Ich ermahne auch all, die etwas können, daß sie solche beschreiben. Thut das getreulich und klar, nit beschwerend, noch sührt lang um, die do suchen und geren weisten, auf daß Gottes Ehr und Euer Lob groß werd. (Albrecht Dürer.)

## Rabelais.\*)

Das Geburtsjahr des großen Satirikers ist unbekannt. Früher pfl egte man das Jahr 1483, das Geburtsjahr Raffaels und Luthers, als das des Meisters Rabelais anzunehmen; die neueren Biographen sind hingegen geneigt, es etwa in den Anfang oder in die Mitte des Jahrganges nach 1490 zu verlegen. Die jüngsten Forschungen haben ergeben, daß der Vater Rabelais' nicht, wie man früher annahm, Wirth zur Lamprete oder Apotheker, sondern Licentiat der Rechte und Advokat in dem Städtchen Chinon am Zusammenfluß der Vienne und Loire war und manchmal sogar den königlichen Justizbeamten (lieutenant général) des Bezirkes vertrat. Damit sind alle Folgerungen hinfällig, die sich an die niedere Abkunft Rabelais' knüpfen; auch die Ableitung des Familiennamens vom hebräischen Rab, Meister, und Rez, Spötter, ist nicht gerechtfertigt. Die Familie, deren Name, nach S. Cloufot, einen mit Ahorn bepflanzten Ort bedeutet (Rabelais = lieu planté d'érable) gehörte der Bourgeoisie an und war reich begütert; denn sie besaß nicht nur das Rebgut Devinère, dessen der Satiriker stets mit größter Härlichkeit gedenkt, sondern auch das Schloßgut Chavigny-en-Vallée mit allen zugehörigen Rechten, nebst den Gütern Erabot in Bourgueil und La Pomabière in Seuilly, ohne der kleineren Ackerparzellen und Rebäder in den genannten Gemeinden zu gedenken. Das Vaterhaus Rabelais', das, wie der Historiker De Thou erzählt, 1590 in einen Gasthof zur Lamprete umgewandelt wurde, war groß und geräumig. Der Wohlstand der Familie scheint sich in der folgenden Generation erhalten zu haben.

Den ersten Unterricht empfing Rabelais in der Abtei Seuilly, die etwa einen Kilometer von dem Landhaus der Devinère entfernt liegt, das der ausgezeichnete Forscher Abel Vefranc als eigentlichen Geburtsort des Satirikers annimmt. Von hier kam er in das Kloster La Baumette bei Angers, wo er unter seinen Mitschülern die Brüder Du Bellay und Gottfried d'Estillac kennen lernte, die für sein Leben bestimmend werden sollten. Wir wissen nicht, was den wohlhabenden Advokaten, der fünf Kinder hätte, bewogen haben mag, seinen jüngsten Sohn in ein Kloster zu stecken. Sein Noviziat verlebte Franz in dem Franziskanerkloster Fontenay-le-Comte, im Poitou, und hier wurde er auch, um 1519 oder 1520, zum Priester geweiht. Aus dieser Klosterzeit, die von 1509 bis 1524 währte, rettete er Neigungen, die ihn nie verließen: den grimmigsten Haß gegen die Bettelbrüder, die ihm nicht verzeihen konnten, daß er sich mit Leidenschaft dem Studium der alten Sprachen, besonders des Griechischen, hingab, und einen Wissensdurst, der Schuld an dem Bagabundenleben sein mag, das den freigewordenen Mönch durch ganz Frankreich trieb. Damals mochte ein Gelehrter noch den Ehrgeiz hegen, den gesammten Kreis menschlichen Wissens zu durchmessen: das Wort Encyclopädie stammt von dem Hellenisten Budé (Buddus), dem Korrespondenten des Klosterbruders Rabelais, der nach einander Hebräisch, Griechisch, Astronomie, Astrologie,

\*) „Meister Franz Rabelais, der Arzney Doctoren, Gargantua und Pantagruel, aus dem Französischen verdeutschet durch Gottlob Regis“: unter diesem Titel erscheint bei Georg Müller in München eine neue, ansehnliche Ausgabe des nie veraltenden Meisterwerkes, dem endlich nun, endlich auch in Deutschland ein bis in die Volksmassen hineinreichender Erfolg zu wünschen ist. Aus dem lesenswerthen Vorwort des Herrn Weigand, des Herausgebers, veröffentliche ich, auf Wunsch des Verlegers, hier ein paar Fragmente.

Mathematik, Jurisprudenz und Medizin studirte, ohne die Lecture der Ritterromane und der ganzen zeitgenössischen Literatur zu vernachlässigen. Einer seiner Mitbrüder, Pierre Amy oder Lamy war es, der Nabelais mit dem berühmten Hellenisten und Hofmann, dem nachmaligen Gründer des Collège de France (1535) in Verbindung brachte. Wir besitzen noch die Briefe des gefeierten Gelehrten an die beiden Freunde: sie verrathen nicht nur die Schwerfälligkeit des Schreibers, der in üblicher Weise Griechisch und Lateinisch durcheinandermischt, sondern auch ein Gefühl großer Hochschätzung für den „liebenswürdigen und gelehrten Nabelais“.

Das Verhältniß Nabelais' und Lamys zu den anderen Mönchen, die in dem Studium des Griechischen einen Akt offenkundiger Kezerei sahen, war bald unheillich geworden. Es scheint, daß man eines Tages sogar die Bücher der Freunde konfiszirte und die Weiden zur Flucht zwang. Wir sind über diese ganze Angelegenheit nicht allzu genau unterrichtet. Thatsache ist, daß sich einflußreiche Freunde ins Mittel legten, um Nabelais aus diesen unsicheren Verhältnissen zu befreien; und so kam es, daß er im Jahr 1524 das Kloster wieder verlassen konnte. Gottfried d'Espillac, der im Alter von dreinudzwanzig Jahren Bischof von Maillezais geworden war, hatte von Klemens dem Siebenten ein Siebenten ein Indult erwirkt, das seinem Schulfreund gestattete, in den Orden der Benedictiner überzutreten und Rechte und Pfründen eines regulären Chorherrn der Abtei zu Maillezais zu übernehmen. Nabelais hand in den Dreißigern, als er in ein freieres Leben trat. Ueberflüssig scheint mir, auf die Legenden einzugehen, die den jungen Franziskaner als Spasmmacher und Trunkenbold zeigen.

Sicher ist, daß Nabelais mit dem Tage seines Austrittes aus dem Kloster ein neues Leben begann. Er bewilligte sich aber keineswegs, in das genannte Stift einzutreten, dessen Brüder jedenfalls nicht dem gelehrten Ruf entsprachen, den sich die Benedictiner erst später erworben haben. Er verbrachte seine Zeit in dem Schloß von Ermenaud oder in dem Priorat zu Vegugé, als Gast Gottfrieds von Espillac, der als Grandseigneur und Gelehrter gern Leute von Geist und Talent um sich sah. Das Glück, das Nabelais in dieser heiteren Welt genoß, war zu schön, um lange dauern zu können. Wir wissen aus seinem Bittgesuch an den Paps, daß er, wie man so sagt, aus der Rutte sprang, um das Leben eines fahrenden Gelehrten zu führen. Einige behaupten, er sei einige Zeit Pfarrer und Arzt in Souday gewesen. Die sicheren Spuren des Waganten finden wir wieder in Montpellier, wohin er als Fünfunddreißiger kam, um seine medizinischen Studien fortzusetzen. In die Listen der Medizinischen Fakultät hat er sich am sechzehnten September 1530 eingetragen; am ersten November erlangte er die Würde eines Baccalautens, dem die Pflicht oblag, drei Monate lang Vorträge zu halten. Nabelais las vor einem zahlreichen Publikum über die Aphorismen des Hippocrates und die „Ars parva“ des Galen. Auch diesen Aufenthalt hat die Legende ausgeschmückt: so soll Nabelais als Zuhörer einer Disputation über die Heilkraft der Pflanzen Reichen von Ungeduld gegeben haben und dann, auf eine Einladung des Dekans hin, die ganze Materie so meisterhaft behandelt haben, daß ihn das ganze Auditorium, unter eifrigsten Beifallsbezeugungen, als des Doctorates würdig erklärte, das Nabelais aber erst später, im Jahr 1537, erwarb. Um so sicherer ist, daß der übermüthige Baccalautens in einer Fosse „La morale comédie de celui qui avoit épousé une femme muette (muette)“ mitgespielt und daß er sich noch später dieser Farce erinnerte, die Molière in seinem „Arzt wider Willen“ benützt hat.



Im Jahr 1532 finden wir Rabelais in Lyon. Diese Stadt begann eben, nach langer Dunkelheit einen neuen Aufschwung zu nehmen. Der Durchmarsch der französischen Truppen, die nach Italien zogen, die Gunst der französischen Könige, die das Aufblühen der Industrie begünstigten, die Nähe Vofsels, wo Erasmus starb, und Genfs, wo bald darauf Calvin zu predigen begann, brachten Leben in die unruhige Stadt. Zur Ausübung des ärztlichen Berufes bedurfte es damals nicht des Dokortitels; und so bekleidete denn Rabelais von 1532 bis 34 die Stelle eines Arztes an dem großen Spital zu Lyon, mit einem jährlichen Gehalt von vierzig Livres nach tourer Münzfuß. Zu gleicher Zeit war er Korrektor in einigen Druckereien; auch die Veröffentlichung des zweiten Theiles der „Epistolae medicales“ des Giovanni Manardi aus Ferrara, die er seinem Freunde Tragueau widmete, der Aphorismen des Hippokrates, der „Ars parva“ Galens und zweier lateinischen Schriften, „Lucii Caspidii Testamentum“ und des „Contractus venditionis, antiquis Romanorum temporibus in usus“, die später als apokryph erkannt wurden, fällt in diese Zeit. Auch Kalender scheint der gelehrte Arzt, wohl um des Verdienstes willen, eine Reihe von Jahren hindurch gemacht zu haben. Von diesen Versuchen hat sich nur einer erhalten: gegen Ende des Jahres 1532 erschien, fast gleichzeitig mit der ersten Ausgabe des „Pantagruel“, die „Pantagrueline Prognostication“, eine Satire auf die Kalenderpropheten, die in mancher Hinsicht die späteren Tendenzen des glänzenden Spötters anzeigt. Es wird behauptet, Rabelais habe seinen burlesken Roman geschrieben, um den Verleger für die Mißerfolge die seine gelehrten Schriften hatten, zu entschädigen; Andere meinen, er habe das burleske Werk, von dem er selbst nicht viel halten mochte, hingeworfen, um seine Kranken zu erheitern.

Im Winter des Jahres 1534 sah Rabelais zum ersten Mal Rom, im Gefolge des Erzbischofs von Paris, Johannis von Bellay, der von Franz dem Ersten an den päpstlichen Hof geschickt wurde, um den Bruch zwischen Heinrich dem Achten von England und der römischen Kurie zu verhindern: der Diplomat sollte von dem König die Zusicherung erhalten, daß er nicht mit Rom brechen werde, wenn der Papst seine Scheidung von Katharina von Aragonien und damit seine Ehe mit Anna Boleyn anerkenne. Rabelais scheint als Arzt und Sekretär an der Seite dieses glänzenden Franzosen gewirkt zu haben, der in seinem Hausgenossen die sprühende Laune des vielbelesenen Gelehrten und den Mann omnium horarum zu schätzen wußte. Die Ueberslieferung, die allerdings in dem Humoristen nur den Hofnarren des Weibes sieht, schildert ihn als Bratenkschneider, *convyer tranchant*, oder als Erbschuess, *architriclin*, der Bischofstafel; und sein eigener Scherz darüber zeigt, daß seine Würde nicht darunter lit. Die politische Mission des Erzbischofes blieb erfolglos: die Politik Karls des Fünften behielt die Oberhand und England sagte sich los von Rom. Rabelais, der seinen römischen Aufenthalt zu archäologischen Studien zu benutzen wußte, nahm an den Sitzungen des Konfistoriums Theil. Nach seiner Heimkehr veröffentlichte er in Lyon bei Grypphius die „Topographia urbis Romae“ von Marliani und den „Gargantua.“

Im folgenden Jahr verließ der Nachfolger Clemens des Siebenten, Paul der Dritte, dem Erzbischof Johann von Bellay den Purpur; und Rabelais, der inzwischen wegen unbefugter Abwesenheit seine Stelle als Spitalarzt verloren hatte, begleitete den Kardinal zum zweiten Mal nach Rom. Hier scheint er ganz besondere Achtung genossen zu haben: die Franzosen, die eine Empfehlung brauchten,

pfliegten sich an ihn zu wenden und die Briefe, die er an seinen Gönner und Schulfreund Gottfried d'Estillac schreibt, beweisen, daß er seine Stellung im Hause des mächtigen Kardinals als kluger Weltmensch aufsaßte. In einem dieser Briefe bittet er den Bischof, der seine Zeit als Gartenkünstler verbrachte, um einen Wechsel, da er zwar an der Tafel des Kardinals speise, aber für Depeschen und kleine Bedürfnisse Geld brauche. Zu diesen kleinen Ausgaben gehörte der Ankauf von Pflanzensamen, den er der Nichte seines Gönners zugehen ließ; er soll den römischen Kopfsalat in Frankreich eingeführt und das Rezept zur Herstellung des Garums, einer medizinischen Sauce, deren Heilkraft Plinius und Dioskorides lobend erwähnen, wieder gefunden haben. Als kluger Weltmensch benutzte Rabelais seinen zweiten Aufenthalt in Rom, um seine Stellung zur Kirche zu regeln: in der Bittschrift an den Papst, *Supplicatio pro apostasia*, die wir noch besitzen, bekennt er, daß er in der Weltlichkeit umhergeirrt sei; er bittet um Absolution und um die Erlaubniß, als Benediktiner in ein Kloster eintreten und die Heilkunst innerhalb der Grenzen ausüben zu dürfen, die das kanonische Recht den Klerikern vorschreibt. *Citra adustionem et incisionem, pietatis intuitu, sine spe lucri*. Das heißt: ohne zu schneiden und zu brennen, rein um der Barmherzigkeit willen. Der Papst willfahrte diesem Gesuch in einem Breve vom siebenundzwanzigsten Januar 1536, das voll schmeichelhafter Wendungen für Rabelais ist, der bald darauf, als Karl V. nach Rom kam, mit seinem Gönner die Ewige Stadt verließ und nach Frankreich zurückkehrte.

Nach seiner Rückkehr aus Italien beehrte er sich durchaus nicht, das Klosterleben wieder aufzunehmen, obwohl ihm sein Protektor, der Cardinal, eine Chorherrnstelle in der Abtei Saint-Naur-des-Jossés bei Paris zugesichert hatte. Auch weigerten sich die Chorherren des Stiftes, Rabelais aufzunehmen, weil er zu einer Zeit ernannt worden sei, wo die Abtei, die bereits 1533 durch eine Bulle Clemens des Siebenten säkularisirt worden war, rechtlich gar nicht mehr bestanden habe. Rabelais war nach dieser schroffen Abweisung gezwungen, sich ein zweites Mal nach Rom zu wenden, um die Bestätigung seiner Ernennung zu erbitten. Die Antwort des Papstes ist nicht bekannt; aber das Loblied, das der Chorherr in seiner Epistel an den Cardinal von Châtillon (vor dem vierten Buche seines Werkes) auf die Abtei als auf „das Paradies der Heilkräft, Anmuth, Labjal, Lust, Behaglichkeit und aller edeln Vergnügungen des Ackerbaues und ländlichen Lebens“ anspricht, läßt das Behagen erkennen, in das ihn, für den Augenblick wenigstens, diese Schicksalswendung versetzte.

Doch dem viel gereisten ewigen Studenten war es nicht möglich, lange an einem Ort zu bleiben. Im Mai des Jahres 1537 treffen wir ihn wieder in Montpellier, wo er am zweieundzwanzigsten dieses Monats den Doktorgrad an der Medizinischen Fakultät erwarb und Vorlesungen hielt; auch einen Gehentken soll er um diese Zeit vor einem zahlreichen Auditorium segirt haben und die Franzosen betrachten den Doktor Franz Rabelais als einen Vorläufer des Anatomen Andreas Vesalius, der damals erst zwanzig Jahre zählte. Während der folgenden Jahre finden wir ihn in den verschiedensten Städten Südfrankreichs: in Carbonne, Cahors, Toulouse; von dort kehrt er nach Lyon zurück und hier begegnen wir zum ersten Mal der Spur einer unbekanntten Frau in dem Leben des Vaganten. Aus einer elegischen Grabchrift des Juristen Boyssoné geht hervor, daß Rabelais von einer unbekanntten Frau ein Söhnchen gehabt haben muß, das im Alter von zwei Jahren starb. Etwas Näheres über dies Verhältniß zu einer Frau ist nicht bekannt.

Im Jahr 1539 trat Rabelais in die Dienste Wilhelms von Bellay, des sogenannten Herrn von Langey, der zu den hervorragendsten Männern des französischen Hofes gehörte. Dieser Soldat und Staatsmann, la fleur de la chevalerie française, übertraf noch seinen Bruder Johann an Geist und Kühner Erfassung des Augenblickes. Das höchste Lob empfing er aus dem Munde Karls des Fünften, der gestand, dieser eine Mann habe ihm mehr Pläne verborgen als alle übrigen Franzosen zusammen. Nach Wilhelms Tod fand Rabelais in dem Bruder des Verstorbenen, René von Bellay, dem Bischof von Mans, einen neuen Gönner. Er übertrug ihm die Pfarrei Saint-Christophe-de-Jambet in seiner Diözese, deren Einkünfte der Kanonikus von Saint-Maur bezog, ohne die Pfarrei zu bekleiden.

Im Jahr 1545 erhielt Rabelais, der 1542 eine gemilderte Ausgabe der zwei ersten Bände seines Werkes veranstaltet hatte, von Franz dem Ersten, der die Laune des Spötters schätzte, das Privileg zum Druck des dritten Buches, avec pouvoir et puissance de corriger et revoir les deux premiers, et les mettre en nouvelle impression et vente. Auf dem Titel lesen wir zum ersten Mal, statt des Anagrammes für François Rabelais, Alcosribas Rasser, den wahren Namen des Verfassers. Der Autor des kühnen Werkes, das 1546 ausgegeben wurde, bewies aufs Neue seine Weltklugheit, indem er sich unter den Schutz des Königs stellte; so konnte er die Sorbonne herausfordern, ohne für sein Leben fürchten zu müssen; denn die Zeit war den Reuerern, die der Kezerei verdächtig schienen, und den Protestanten nicht günstig. Der Dichter Rarot, der Uebersetzer der Psalmen, mußte 1543 aus Frankreich flüchten und starb bald darauf im Exil; der berühmte Buchdrucker und Humanist Stephan Dolet wurde 1546 in Paris verbrannt, weil er eine Stelle aus dem Plato zugeschriebenen Dialog Kyriochos anstatt mit Je ne serai plus mit Je ne serai plus rien du tout übersezt hatte. Rabelais hatte wohlgethan, sich nach einflußreichen Gönnern umzusehen. Trotzdem schien es ihm bald darauf gerathen, Paris zu verlassen. Es war die höchste Zeit: denn Franz der Erste, der nach dem Beispiel seiner erlauchten Schwester, der Königin von Navarra, zum Frömmeler geworden war, hatte nur noch kurze Zeit zu leben. Rabelais ging nach Mey, wo er anfangs in ziemlich dürftigen Verhältnissen gelebt zu haben scheint, bis ihm das Amt eines städtischen Arztes mit dem Gehalt von hundertzwanzig Livres übertragen wurde. Hier soll er auch die ersten Kapitel des vierten Buches entworfen haben, die 1547 zuerst in Grenoble und ein Jahr später in Lyon erschienen. Später näherte er sich dem Hause der Guise, die ihm nicht nur die Gunst Heinrichs des Zweiten verschafften, sondern auch am achtzehnten Januar 1550 die Pfarrei Saint-Martin zu Meudon bei Paris übertrugen. Die Legende hat sich viel mit dem berühmten Pfarrherrn von Meudon beschäftigt: sie zeigt uns einen abgeklärten Greis, der seine Pfarrkinder in heiter väterlicher Weise hütet und leitet und in seinen Ruhestunden die auserlesenste Gesellschaft bewirthe, die aus Paris herauskommt, um den berühmten Lacher zu genießen. Thatsache ist, daß wir wenig über die Thätigkeit des Pfarrers Rabelais wissen, der just vor dem Erscheinen des vierten Buches seines Werkes, am neunten Januar 1552, seine beiden Pfarrämter niederlegte. Vielleicht waren es die Beschüßer des Autors selbst, die ihm rathen, auf seine Pfanden zu verzichten, um den ärgsten Angriffen zu entgehen. Das vierte Buch wurde am achtundzwanzigsten Januar 1552 ausgegeben und, trotz dem königlichen Privilegium, durch ein Parlamentsedikt laizirt. Der Drucker Michel Jezandat wurde vor Gericht gestellt und der Verkauf des

Buches bei Leibestrafte verboten. Erst durch eine Entscheidung des Königs wurde das Werk später wieder freigegeben.

Dem Spötter sollte nicht vergönnt sein, das letzte Buch seines Werkes zu vollenden: bald darauf schied er aus dem Leben. Früher galt der neunte April 1553 allgemein als sein Todestag und man nahm an, daß er in Paris, Rue des Jardins, gestorben und auf dem Friedhof der Pfarrei Saint-Paul unter einem großen Baum begraben worden sei, den man hundert Jahre nach seinem Tod noch zeigte. Als sicher darf nur gelten, daß Rabelais gegen Ende des Jahres 1552 noch unter den Lebenden weilte. Auch den Sterbenden hat die Legende nicht verschont: er soll einen Domino, ein Mönchskutte, angezogen haben, um das Wort zu parodieren: *Beati qui in Domino moriuntur*. Man legt ihm das Wort in den Mund: Laßt den Vorhang fallen; die Poste ist aus! Den Priester, der ihm die Hostie brachte, soll er mit den Worten begrüßt haben: „Ich glaube, meinen Herrgott zu sehen, wie er in Jerusalem einzieht, triumphirend und auf einem Esel sitzend“ (*porté par un âne*). Sein Testament soll gelautet haben: „Ich hab nichts, ich bin viel schuldig und den Rest geb ich den Armen.“ Am Besten scheint mir noch das Wort des sterbenden Spötters zu seinem ganzen Wesen zu passen: *Je m'en vais quérir un grand peut-être!*

Was an dem Leben dieses merkwürdigen Spötters auffällt, ist, neben dem unerfülllichen Wissensdurst und der inneren Raftlosigkeit des Gelehrten, eine spielerische Lebensflucht, die mit dem ganzen Wesen des Pantagruelismus in Widerspruch zu stehen scheint. Rabelais besaß in höchstem Grade die Gabe, mit den Großen dieser Welt umzugehen. Wir müssen das Wort „domestique“, das er auf sein Verhältniß zu seinem Herrn und Gönner anwendet, mit Höflich, courtisan, übersetzen, wenn wir keinen Irrthum begehen wollen. Als Höflich schreibt er in würdigster Weise, wenn ihn die Verhältnisse zwingen, seine unsichere Lage zu bekennen und um Unterstützung zu bitten. Nichts in seinen Briefen erinnert an den Spötter, der doch ein glänzender Improvisator gewesen sein muß, mag er nun lateinisch oder in seiner Muttersprache schreiben. Aus seinen Episteln spricht ein gefeilter Gelehrter, der sich in jeder Lage seiner Würde bewußt bleibt und in den Augen der Zeitgenossen vor Allem die Fierde der Feilkunst ist. Der Wahlspruch, den man dem Spötter zuschreibt, ist bezeichnend genug: *Tempore et loco prae-libatis!* Bedenk in Allem (was Du thust) Zeit und Ort! Der Vergötterer der Natur hat wenig Neigung, der Märtyrer für seine freie Weltanschauung zu werden; seine Kühnheit geht, nach seinem eigenen Wort, bis zum Feuer exclusivo. Er bekämpft Rom, aber bricht nicht mit der Kirche: der Galikanismus ist ein Mittelweg, der dem Franzosen gestattet, bei aller Auflehnungsucht doch Katholik zu bleiben.

Die drei Lebensmächte, die die Wirksamkeit dieses klaren Kopfes bedingen, sind: das Mittelalter, die sogenannte Renaissance und die politischen Zustände Frankreichs zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts. Es ist kein Zufall, daß alle Dichter, die der Touraine, dem Garten Frankreichs, entstammen, ihre Bodenständigkeit stark betonen: ich erinnere nur an Paul Louis Courier, den glänzenden Pamphletisten, und an Balzac, der in seinen Contes drôlatiques ein direkter Nachahmer des Meisters Rabelais geworden ist. Diese üppige Landschaft, in deren saftigen Thälern Wälder von Obstbäumen gedeihen und deren Hänge Reben tragen, mag ein froheres Geschlecht erziehen als der Norden, der den Menschen in sich hineintreibt, oder der Süden, der alle Dinge in heller Klarheit zeigt. Diese Landschaft

hat unbergängliche Eindrücke in Rabelais hinterlassen: hierher, in die geliebte Devinière, wo, neueren Forschungen nach, sogar seine Wiege gefunden haben soll, verlegt er den Wohnsitz seiner bäuerlichen Riesenkönige und hier ist der Schauplatz des brutalsten Werdensbäderkrieges im „Gargantua“.

Die Epoche, in der Rabelais aufwächst, ist, allgemein gesprochen, eine Zeit des Ueberganges. Solche Zeiten sind verführerisch; aber die Werke, in denen ihr Wesen reiner oder voller Ausdruck findet, verrathen nur zu oft den Zwiespalt, der die Seele ihres Schöpfers bewegte. Rabelais war Mönch; er ist ihn, was man auch sagen mag, in vieler Hinsicht niemals los geworden; pfäfflich ist sein Bücherglaube und pfäfflich sind viele seiner Späße; sie verrathen eine Phantasie, deren Wuchs das Kloster keinen Augenblick vergessen läßt. Doch der Mensch ist kein Abstraktum, sondern aus Widersprüchen zusammengesetzt. Es ist ein Unterschied, ob man, vom Strom der Zeit getragen, zu den Gestirnen strebt, wo unsere Genossen wohnen, oder ob wir im Kampf mit unserer Umgebung groß werden. Rabelais war zu gesund, um durch das Mönchsleben dauernd verbittert zu werden; aber auf seinen Geschmack hat es für immer gewirkt.

Rabelais steht seinem Stoff mit der Unbefangenheit des Erzählers gegenüber, der, nach dem Worte Molières, sein Eigenthum da nimmt, wo er es findet. Der hochgelehrte Doktor, der inbrünstig an die Bücher glaubt, mag ein treffliches Latein schreiben und die Alten verehren; aber der Satiriker hegt kein Bedenken, aus den Anschauungen des Volkes zu schöpfen, und sein Geschmack neigt zu den Kunstformen des Mittelalters, zu den Fabliaux und gesalzenen Späßen, die auch die französischen Könige ergötzen. Seine Phantasie schaltet in freier Weise mit den Einzelheiten: es kümmert sie nicht, ob sein Held bald als Riese auftritt und bald wieder als Männlein in gewöhnlicher Gestalt einherwandelt und vor den Sorbonnisten disputirt; die Hauptsache bleibt immer, daß die künstlerische Wirkung des Augenblickes erreicht werde. Der Künstler Rabelais ist am Größten in Episoden und einzelnen Schilderungen. Seine Phantasie, die so maßlos scheint, sieht jede Einzelheit mit dem klaren Auge eines Realisten; und in diesem Sinn kann man ihn wirklich als den ersten Realisten der französischen Litteratur betrachten. Seine Gestalten sind nicht individuell in modernem Sinn. Gargantua, Grandgousier, Pantagruel sind milde Spiegelbilder eines Königsideals, wie es das Bürgertum in Ludwig dem Zwölften oder auch in dem galanten ersten Franz sehen mochte. Bruder Jean ist der lärmende Franzose, wie wir ihn aus der Revolution und in den Soldaten der Großen Armee kennen, und Panurg der feige, cynische Wigbold, der über Alles reden kann und jene Späße liebt, die man als Gauloiserie kennt. Aber diese Gestalten, die irgend einen scharfen Charakterzug der Rasse verkörpern, sind nur in Umrissen gehalten; auch sind sie nur eine Gelegenheit, die Formkunst des Erzählers und die Weltanschauung des Satirikers zu offenbaren.

In dem ganzen Werk kommt keine einzige Frauengestalt vor, die mit Liebe behandelt wäre; denn der Autor hat es sehr eilig, Gargamelle verschwinden zu lassen. Dieser Mangel ist doppelt auffällig bei einem Manne, der die wesentlichen Eigenschaften des Galliers in so hohem Grade aufweist. Sollte hier die lange Klosterzeit des Dichters noch stärker nachwirken als sein Verkehr mit dem Weidhasser Liraqueau? Oder sein Beruf als Arzt, dem das Allzumenschliche der Frauen täglich nah trat? In seinem Verhältniß zum Weibe zeigt er die stärkste Reaktion gegen den Frauenkultus des Mittelalters. Die Meinung des Doktors Rondibilis

im dritten Buch ist deutlich genug: „Denn sag ich ‚Weib‘, so meine ich ein so veränderlich, gebrechlich Geschlecht, daß die Natur mir (mit Respekt und aller schuldigen Ehrfurcht zu reden) von jenem richtigen Verstand, womit sie Alles formirt und erschaffen, sich gar verirrt zu haben scheint, als sie das Weib erfand. Und wenn ichs auch hundert und hundertmal Mal bedenke, komme ich auf keinen andern Schluß, als daß sie mit Erschaffung des Weibes mehr auf des Mannes gefellige Lust und Wahrung des Geschlechtes bedacht war denn auf Vollkommenheit des Weibes in sich selbst. Fürwahr, auch Plato weiß nicht, zu welcher Kläß er sie zählen soll, ob zu den vernünftigen Wesen oder zu dem blöden Vieh.“

Rabelais ist ein ganz außerordentlicher Erzähler, der seine Motive überall zu finden weiß: sein Roman ist, wie Regis in seiner Einleitung zu den Anmerkungen sagt, die Geschichte seiner Lecture: bald sind es die alten Griechen und Römer, vor Allen Lukian und Plinius, die ihn erfüllen, bald die Schurrerensammlungen welschen Ursprungs, Boggio, Folengo (Rexino Coccajo), die Fajetien Bebelis, Erasmus, Thomas Morus, die den lernbegierigen Mönch ergötzt haben mochten. Mit Ausnahme der Kapitel, wo er den Alten mit dem Bewußtsein des Schülers nachahmt, ist seine Sprache von altväterischer Leichtigkeit und Anmuth, die eine kostbare Gabe der Gasse ist. Diese Prosa hüpfet und tanzt einher und bleibt selbst da, wo sich der Gelehrte am eigenen Wort berauscht, ein gesprochenes Stil. Wir denken uns diesen Erzähler am Besten in munterer Doffertlaune, als Erheiterer jenes Viertelstündchens *entre la poire et le fromage*, dessen Reiz er selbst schildert. Hier legt er sich keinen Zwang auf; das lachende Wort kennt keine Rücksicht und schon keinen Schleier. Selbst die unendlichen Aufzählungen, die den modernen Geschmack beleidigen, werden erträglich oder zu einem Genuß durch die Mimik, die dem Wort den unschätzbaren Werth des Augenblickes gibt und alle Zuhörer hinreißt. Der Autor selbst genießt diese Litaneien mit dem Behagen des Wissenden; für ihn sind Das nicht tote Namen, sondern seine junge, überschäumende Phantasie sieht das Bild, das sie erwecken, mit voller Deutlichkeit; er steht jung in einer jungen Welt, wo der Geist Alles, was in eine große Vergangenheit führt, mit dem Entzücken unerfüllter Seelen aufnimmt. Rabelais ist der geniale Satyr der französischen Renaissance.

Man hat seine Phantasie unrein genannt; und in der That kann man Deuten von verzärteltem Geschmack und den Frauen nur rathen, seinem Werk fern zu bleiben: gewisse Kapitel sind, was den aufgeführten Anstöß anbelangt, ohne Beispiel in der Weltliteratur. Man hat zu seiner Entschuldigung vorgebracht, daß er, als Arzt, gewohnt gewesen sei, alle menschlichen Dinge mit dem rechten Namen zu nennen, und auf die Reizung der Zeit verwiesen, natürliche Dinge natürlich zu nehmen. Heute wäre es undenkbar, daß eine Frau, wie die herrliche Margarethe von Valois, Novellen aufsuchte, wie sie der „*Heptameron*“ der Königin von Navarra enthält. Doch wenn der Hang Rabelais' zu Joten auch tief in der Natur der Franzosen wurzelt, deren Sinnlichkeit weniger von der Phantasie als von dem Verstand gelenkt wird, so ist seine Reizung, mit obszönen Bildern zu spielen, doch durchaus individuell: ja, in solchen Stellen offenbart sich eine gewisse Genialität; sie gehören zum Charakter des Werkes und man kann sie nicht ausmerzen, ohne das Weltbild des Humoristen zu fälschen. Aber wenn auch die Phantasie Rabelais' recht oft unsauber ist, so ist sie doch nicht schlüpfrig. Schon bei Brantôme steht die Sache anders, und wer die erotische Literatur des achtzehnten Jahrhunderts kennt, weiß, daß dieser Hang, die Sinnlichkeit philosophisch zu würzen, in Frankreich unaus-

robbar ist. Von einem höheren Standpunkt aus kann man noch eine andere Entschuldigung für die beispiellosen Unflätigkeiten des Rabelais finden: gerade der Hochgebildete, der sich am weitesten von dem unsterblichen Thier in uns entfernt hat, empfindet den Kontrast zwischen Geist und Thier besonders lebhaft: dieser Widerspruch wird eine Quelle ewigen Gelächters bleiben; und die Zeit, die dem Künstler nicht gestattet, ihn zu gestalten, verschließt sich selbst eine Quelle des Genusses.

Und noch ein Zug dieser Natur ist zu betonen: der Satiriker Rabelais schreibt im Allgemeinen ohne Haß und selbst seine heftigsten Angriffe fließen aus einer unverwundlichen Heiterkeit der Seele, die offenbar auf dem Grunde einer gesunden Natur aufblüht. Er lacht um des Gelächters willen, und wenn er seine Pöffen zu rechtfertigen sucht, so geschieht es nur, um seine eigene Person zu schützen. Dieses Lachen ist in ganz anderem Sinn gallisch als das Lachen Molières oder Voltaire's: es ist kindlich und braucht nicht die Rechtfertigung durch den Verstand. Der Schalksnarr deckt den Philosophen, der außerdem die Gabe besitzt, über bedenkliche Stellen wegzugleiten oder sie in einer merkwürdigen Verschleierung zu zeigen. Dieser unverwundliche Optimismus entwarfnet, weil er nicht theoretisch auftritt, sondern aus den Bildern des Lebens hervorschimert und in einem besonderen Temperament seine ewige Rechtfertigung findet. Lachen, *le propre de l'homme*, ist mehr werth als die Weisheit, die vergißt, daß diese Welt ein Tollhaus ist. Die Hölle des Rabelais hat keinen einzigen dantesken Zug. Renan, der sich seines Gallierthumes sehr bewußt war, hat dieser Weltanschauung lapidaren Ausdruck gegeben, als er, im Mai 1886, vor einer Versammlung von Studenten, das Wort aussprach: „*La vieille gaîté gauloise est peut-être la plus profonde des philosophies*“.

Rabelais selbst hat seine Weltanschauung *Pantagruelismus* genannt und diesen also definiert: „*une certaine gaîté d'esprit consiste en mépris des choses fortuites*“, eine besondere Fröhlichkeit des Geistes, die in Veringschätzung zufälliger Dinge besteht. Eine solche Philosophie ist nichts weiter als der Ausdruck eines heiteren Temperamentes, das sich nur gehen lassen darf, um glücklich zu sein, und das Gelächter, das diese Weltanschauung rechtfertigt, der Ausdruck animalischer Natur, die nie an ihrem Rechte zweifelt, das Leben mit allen Sinnen zu leben, weil die Natur eine gute Mutter ist, der man vertrauen kann. In diesem Vertrauen offenbart sich die schärfste Reaktion gegen die theoretische Sinnenfeindschaft des Mittelalters; und aus ihm fließt auch das ganze viel besprochene Erziehungsprogramm, das Rabelais im „*Gargantua*“ aufstellt. Der wichtigste Zug dieser Methode ist, abgesehen von der Pflege der Wissenschaft, die ganz außerordentliche Hochschätzung des Körpers: der Arzt weiß, daß das gesunde Thier im Menschen die Grundlage aller höhern Kultur und seinen Sitte ist. Alle anderen Züge seiner Pädagogik, die selbst über Rousseau hinausweist, kann man dem gesunden Menschenverstand zuschreiben; aber diese Hochschätzung der körperlichen Erziehung ist ein besonderes Verdienst des Menschen Rabelais.

Es giebt wenige Bücher der Weltliteratur, in denen die Liebe zum Leben so überschwänglichen Ausdruck gefunden hat: in der Theorie, die sich auf Philosophie und Glauben stützen kann, und in der Darstellung, der keine Einzelheit zu gering ist, eben weil sich das Leben auch im Kleinsten offenbart. Der Stil allein ist es, der Rabelais zu einem Geistesverwandten der Rubens und Jordans macht. Er ist tief im Staub gegangen, hat aber die ewigen Sterne nie aus den Augen verloren.

München-Vogelhausen.

Wilhelm Weigand.

## Selbstanzeigen.

**Peregrina.** Schuster & Loeffler, Berlin.

Peregrina schreitet zwischen Tod und Leben mitten hindurch. In den Melodien des Todes liegt eine gewaltige Lockung, aber das Leben gebietet ihr, zu bleiben. Und so tritt sie ihre Wanderung an und öffnet das Thor zu der „Brennenden Stadt.“ Sie ist von Flammen und Flämmchen umsprüht, von schwälenenden Dünsten umwallt. Lichtströme ergießen sich. Sie möchte lieber in stillen, schattigen Wäldern der Romantik leben, aber ein unerklärliches Muß zwingt sie zum Weiterstreiten. Sie nähert sich den Thronen aller geistigen Höchsten, aber sie findet stets das kalte oder doch kühle „Ich“, das von diesen Thronen aus sein Herrscheramt ausübt. Sie besucht den Dichter der Kommenden, den Dichter mit dem feurigen Herzen. Sie erlebt sein Streben und seinen Tod. Sie konnte ihm nicht helfen, die Gärten der Freude offen zu halten, denn sie hat eine Seele gefunden, der sie sich erschließen, der sie leben muß. Die Seele eines Mannes. Heinrich, der Mann, zeigt ihr Welt, Menschen und Geschehnisse von seinem Gesichtspunkt aus; und zwei starken Eigenwesen stehen einander gegenüber, sich dennoch ergänzend. Peregrina erkennt als ihre Mission, der wild und stürmend angelegten Natur des Mannes die Harmonie und den Frieden zu schenken, die seine Fähigkeiten zur schönsten Entfaltung bringen könnten. Sie sucht ihre Wesenheit zurückzudrängen und der seinen Kraft und Wärme zuzuführen, durch ihre Liebe die schwer lastenden Erinnerungen seiner Kindheit in den Hintergrund zu drängen. Kaum geahnte Hindernisse stellen sich der letzten Vollendung ihrer Mission in drohender Forderung entgegen. Nicht den Gesetzen der Welt: den Gesetzen ihrer Wesenheit muß sie gehorchen, wählend, daß diese Gesetze im tiefsten Grunde auch Heinrichs sein müssen. Sie flieht. In Wald und Einsamkeit. In ein Kloster, von da auf eine Höhe und endlich in die Arme des Todes, der ihre Seele mit seiner Weige in süßen Schlummer hinüberlingt.

Miriam Ed.

**Erziehung zur Körperschönheit.** Turnen und Tanzen. Bard, Marquardt & Co., Berlin.

In der kurzen Vorrede zu dem Büchlein habe ich die Beweggründe, die mich trieben, es abzufassen, angegeben. Seitdem ist die Bewegung zu einer gefunden Körperkultur fortgeschritten und hier und da steht man im Prinzip bereits auf dem Boden, dem meine Schrift sich zuerst näherte. Aber die Mädchenziehung, Jahrhunderte lang das Stiefkind der Menschenerziehung, kommt in Bezug auf physische, rationelle und empirisch-systematische Behandlung noch immer viel zu kurz. Mir lag daran, Eltern und Erziehern zu zeigen, worin die Schönheit eines Körpers besteht und welche Vortheile uns und künftigen Geschlechtern solcher Körper verheißt. In erster Linie habe ich der Kinder und unferer heranwachsenden Mädchen aller Lebenskreise gedacht; aber auch die Aelteren finden Gelegenheit zu einer selbständigen Prüfung der Systeme, die Schönheit und Gesundheit erreichen lehren. Wer dieses Ziel sucht, muß sich vor allen Dingen mit den Funktionen der einzelnen Organe einigermaßen vertraut machen, dann die Eigenheit seines Körpers erforschen und sich endlich selbst sein besonderes, für ihn passendes System bereiten.

Wilmersdorf.

Margarethe R. Zepfer.



**Zwanzig Jahre und rothes Blut.** Kurt Wigand, Leipzig.

Zwanzig Jahr und rothes Blut  
 Schaffen heiße Stunden.  
 Zwanzig Jahr und rothes Blut, —  
 Habt Ihes nie empfunden?  
 Zwanzig Jahr und rothes Blut:  
 Burschen! Gläser heben!  
 Zwanzig Jahr und rothes Blut  
 Sollen leben, leben!

Guben.

Klara Schelper.

**Königin Lear.** Otto Zanke.

Was dieser Roman zu erzählen hat, sagt sein Name: die Tragoedie einer Mutter, die alte Geschichte von Mutterliebe und Mutterblindheit, also, in ein modernes Gewand gekleidet und in ein bürgerliches Milieu versetzt, die Historie des erschütternden Leardramas. Eine im Leben nur zu häufig vorkommende Familiengeschichte erzählt das Buch: von der Undankbarkeit sichtbar vorgezogener und verhätschelter Kinder, von der Treue eines im Elternhause nicht verstandenen, zurückgesetzten Sohnes.

Arthur Seewett.

**Die gefährlichen Strahlen.** F. Fontane & Co., Berlin. 6 Mark.

Der dritte in meiner Reihe österreichischer Romane. Der erste „Die Baclabude“, hat den Kampf der deutschen Studentenschaft in Prag behandelt, der zweite, „Der Fenikswolf“, spielte auf dem stilleren Boden der Provinz, wo man den Strom der Zeit nur von Weitem rauschen hört. Hier endlich habe ich versucht, die Besonderheiten Oesterreichs auf wirtschaftlichem, sozialem und politischem Gebiet so darzustellen, wie sie von einem größeren Industriezentrum des Reiches aus erfährt werden mögen. Ohne mich auf photographische Methoden einzulassen, habe ich natürlich meine dekorativen Notizen aus Brünn geholt. Denn hier gerade ist eins der interessantesten Gebiete, wo die Widersände zusammentreffen. Eine alte deutsche Stadt, die von ezechischen Vororten umklammert wird, eine Industriestadt zugleich; die Elemente, die sie aus nationalen Gründen abstoßen sollte, kann sie aus wirtschaftlichen Gründen nicht entbehren. In den Oktobertagen des vorigen Jahres hat die Stadt gerade wieder durch eine Explosion ihrer gefährlichen Gase die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Und eine genaue Analyse der wirkenden Kräfte hat mich schon viele Monate vorher, als ich meinen Roman vollendete, in den Stand gesetzt, Ähnliches vorherzusagen. Aber ich möchte nicht, daß man meinem Roman nur lokale Bedeutung zuschreibe. Ich habe versucht, die typischen Züge darzustellen, so daß man überall die dazu passenden konkreten Fälle auffinden kann. Und mehr noch läge mir daran, in Deutschland, als daran, in Oesterreich gelesen zu werden, damit man endlich beginnt, unsere Lage zu verstehen, und mit größerem Antheil als bisher die Geschichte der Deutsch-Oesterreicher verfolgt.

Brünn.

Karl Hans Strobl.



## Elektrizität.

Die Fusionen der letzten Zeit haben in der Elektrizitätsindustrie nicht annähernd die Bedeutung wie einst das Bündniß A. E. & S. Union und das der Siemens-Schuckert-Werke. Immerhin gehts auf dem Wege zur Einheit allmählich weiter. Bei den großen Fusionen handelte es sich darum, aus Konkurrenten Verbündete zu machen. Bei dem neuesten Concern, der Felten & Guilleaume und die Lahmeyer-Werke Aktiengesellschaft umfaßt, kam die Konkurrenzfrage kaum in Betracht. Die Elektrizitätsgesellschaft vorn, Lahmeyer & Co. in Frankfurt und die Felten & Guilleaume Karlswerk Aktiengesellschaft verbündeten sich, weil Beide Ergänzung ihrer Produktion suchten. Das Karlswerk in Mühlheim fabrizirte hauptsächlich elektrische Kabel und mußte, da elektrische Anlagen meist als Ganzes vergeben werden, die Verbindung mit einer Fabrik wünschen, die elektrische Maschinen und Anlagen lieferte; für Lahmeyer wiederum konnte der Anschluß an ein Werk, das Kabel und sonstige Bedarfsartikel für Installationen herstellt, vortheilhaft sein. Felten & Guilleaume erhöhte sein Aktienkapital von 36 auf 52 Millionen Mark und gab so der neuen Interessengemeinschaft die finanzielle Grundlage. Das erste Geschäftsjahr des neuen Concerns brachte eine Dividende von 10 Prozent; das Karlswerk hatte in den vorausgegangenen drei Jahren 5, wieder 5 und 8 Prozent vertheilt. Das gute Jahresergebniß hat die Leiter nun wohl ermutigt, eine neue Erweiterung ihres Geschäftskreises zu versuchen. Der Concern hat die alte zürcher Firma Escher, Wyß & Co. übernommen. Diese Transaktion verdient Beachtung, weil die Vereinigung einer ausländischen mit einer deutschen Gesellschaft ziemlich selten ist und weil Escher, Wyß & Co. die erste Firma war, die Dampfturbinen baute. Der Gründer des zürcher Hauses, Hans Kaspar Escher, fing 1805 mit einer Baumwollspinnerei an, fabrizirte dann Spinnmaschinen und ging später zum Bau von Schiffsmaschinen über. Schon ums Jahr 1840 baute Escher in der Reumühle bei Zürich die erste Dampfturbine; heute hat die Firma auf dem Gebiete des Turbinenbaues einen Weltruf. Das von ihr angewandte System Zoelly ist nun aber auf die Dauer von siebenzehn Jahren einem deutschen „Syndikat zur Verwerthung des Zoellypatentes“ zur Ausbeutung übertragen worden; und an der Spitze dieses Syndikates stehen: die Siemens-Schuckert Werke, der Norddeutsche Lloyd (Norddeutsche Armaturenfabrik) und Friedrich Krupp in Essen. Da die Lahmeyer-Werke jetzt den größten Theil des Aktienkapitals von Escher übernommen haben und die Verwerthung des Zoellypatentes in der Fabrikation des zürcher Hauses einen Hauptbestandtheil bildet, müssen die beiden Concerns eine Verständigung erstreben. Daß Lahmeyer warten wird, bis die Konzession des Zoellysyndikates abgelaufen ist, läßt sich kaum annehmen; vermuthlich wurde ein Abkommen über die Verwerthung des Turbinenpatentes von vorn herein erwogen und das Syndikat beschränkt sich darauf, den Verkaufspreis gemeinsam zu regeln. Käme es zu einer weiteren Verständigung zwischen Siemens-Schuckert und Lahmeyer, so könnte eines Tages der dritte der jetzt bestehenden Elektrizitätsconcerns verschwinden und wir hätten dann wieder die beiden großen Gemeinschaften (A. E. & S. und Siemens), die sich immer wieder neue Uuternehmen angliedern könnten. Ob es schließlich zu dem vom Weheimrath Emil Rathenau erhofften großen Elektrizitätsstruß kommen wird, ist heute noch nicht zu sagen. Bekannt ist ja, daß auch die A. E. & S. sich einer großen schweizerischen Firma

(Brown, Boveri & Co.) zur Ausbeutung von Dampfturbinenpatenten verbündet hat. Auch das Turbinensystem dieser Firma wird ungemein getümt. Geheimrath Kiedler hat neulich darauf hingewiesen, daß Deutschlands Schiffahrtgesellschaften und Marine hinter dem Ausland, besonders hinter England, Frankreich und Amerika, in der Verwendung der Turbine zurückbleiben. Die deutsche Handelsmarine besitzt nur ein Turbinenschiff, den „Kaiser“, der den Nordseeüberdienst der Hamburg-Amerika-Linie besorgt; die deutsche Kriegsmarine hat einen kleinen Kreuzer und ein Torpedoboot in Betrieb und drei Turbinenschiffe bestellt. Das ist wenig; die Zahl der Turbinenperdekkräfte aller Handels- und Kriegsmarinen geht über 1½ Millionen hinaus und auf die deutschen Turbinenschiffe entfällt davon nur etwa der dreißigste Theil. Wenn die deutschen Elektrizitätsgesellschaften an dem Turbinenbau stärker interessiert werden, müssen alle Sachverständigen sich freuen.

Die Elektrizitätsindustrie ist überhaupt jetzt mehr darauf angewiesen, Spezialitäten zu suchen. Noch 1901, in den Tagen der Hochkonjunktur, gab sie den Ton an; heute ist sie zum großen Theil von den Aufträgen abhängig, die sie aus anderen Branchen bekommt. Die Bergwerkindustrie macht sich mehr und mehr die elektrische Kraft nutzbar. Eisenindustrie, Textilindustrie, Schiffahrt (Treidelverkehr, Hebe- und Maschinensysteme), Seilwerke im Eisenbahnbetrieb, Landwirtschaft: alle brauchen elektrischen Strom; und die Elektrizitätsgesellschaften dürfen hoffen, daß es bald möglich sein wird, die Wasserkräfte noch rationeller auszunutzen, als es jetzt geschieht. Die Thatsache, daß die elektrotechnische Industrie heute mehr als je von der Konjunktur der übrigen Industrien abhängt, haben die Stinnes und Thyssen früh erkannt und deshalb das Rheinisch-Westfälische Elektrizitätswerk zu einem Konzern auszubauen versucht, der ganz Rheinland-Westfalen mit elektrischem Strom versorgen sollte. Durch eine direkte Verbindung der rheinisch-westfälischen Montanindustrie mit dem Elektrizitätswerk wäre die Abhängigkeit zu einer gegenseitigen gemacht und für den leidenden Theil, die Elektrizitätsindustrie, auf ein möglichst geringes Maß reduziert worden. Aber Stinnes und Thyssen denken und die Kommunen lenken. Die thaten sich nämlich zusammen, Dortmund und Hagen an der Spitze (die Oberbürgermeister von Essen, Mülheim und Gelsenkirchen sitzen im Aufsichtsrath des Rheinisch-Westfälischen Elektrizitätswerkes), und sagten: „Quod non! Einen Elektrizitätskonzern mit einem Monopol für die Abgabe elektrischen Stromes lassen wir uns nicht gefallen.“ An dieser Klippe scheiterte der Plan. Das Ausbeutungsgebiet des Elektrizitätswerkes ist nun recht klein; doch ein immerhin beträchtlicher Theil des rheinisch-westfälischen Industriegebietes ist seiner Macht unterthan: zunächst Essen, dann etwa hundert andere Gemeinden, darunter industriell sehr wichtige, wie Mülheim an der Ruhr, Weidenrich, Görde, Barop, Gelsenkirchen, Solingen, Elberfeld, die durch die Uebernahme des Elektrizitätswerkes Berggeist in Brühl und des Bergischen Elektrizitätswerkes in Solingen dem Konzern des Rheinisch-Westfälischen Elektrizitätswerkes als Stromabnehmer gewonnen wurden. Gegen die Monopolisirung des ganzen rheinisch-westfälischen Gebietes wehrten sich natürlich auch die berliner Großmächte; sie hätten dadurch ja viele Kunden oder mindestens die Möglichkeit, neue Abnehmer zu finden, verloren: und deshalb wurde, besonders am Schiffbauerdamm, eifrig gegen den Plan gearbeitet. Ob auch ohne den jähen Widerstand der Gemeinden die von Berlin aus versuchte Opposition erfolgreich gewesen wäre, ist fraglich. Jedenfalls können A. E. G. und Siemens-Schuckert mit dem Ertrag des Feldzuges zufrieden sein: diesmal haben Stinnes und Thyssen ihre Welt noch nicht aus den Angeln gehoben.

Das Rheinisch-Westfälische Elektrizitätswerk wird einstweilen als Dulsider betrachtet. Bisher wenigstens hat man nicht gehört, daß es aufgefordert worden ist, dem Abkommen der drei großen Gemeinschaften (A. E.-G., Siemens, Lahmeyer) über Offerten und Preise beizutreten. Dieses Schutzkartell soll die Konkurrenz möglichst von allen Aufträgen absperrn, die entweder von der alten Kundschaft der kartellierten Firmen stammen oder Spezialitäten ihrer Fabriken betreffen. Die Offerte derjenigen Gesellschaft, die durch frühere Lieferungen, Bankverbindungen und andere Beziehungen die nächste Anwartschaft auf den Auftrag hat, soll dadurch geschützt werden, daß die beiden anderen Mitglieder des Schutzkartells bei ihren Angeboten höhere (vorher vereinbarte) Preise fordern. Damit wäre den zum Schutzkartell gehörenden Gesellschaften beinahe ein Monopol gesichert; natürlich sträubten sich die nicht dazu gehörigen gegen solches Abkommen. In dem Rundschreiben einer großen Gesellschaft sollen Strafen für die Angestellten vorge schlagen sein, die nicht verhindern konnten, daß Dulsiderfirmen Aufträge erhielten, die eigentlich den kartellierten Werken gebührt hätten. Ueber die Wahl der gegen die Konkurrenz angewandten Mittel ist, so lange sie als Interna der Gesellschaften behandelt werden, ein Urtheil schwer möglich; was darüber veröffentlicht wird, braucht nicht wahr, nicht die ganze Wahrheit zu sein. Daß die großen Concerns überhaupt Sonderabmachungen, die unter einander und mit Fremden die Konkurrenz mildern sollen, für nöthig halten, ist jedenfalls wichtig. Zuerst sollten die Fusionen die Reibungsfläche verkleinern; dann mußten die Concerns sich verständigen, um ruinösen Wettbewerb zu hindern. So scharf ist der Kampf ums Dasein, so drückend die Abhängigkeit von anderen Gewerben in der Elektrizitätsindustrie geworden. Unter solchen Umständen wäre die Errichtung eines großen Trustgebüdes für alle Beteiligten natürlich ein Glück.

Die Sturm- und Drangperiode, aus der manche Industrien niemals herauszu finden scheinen, hat die Elektrizitätsindustrie glücklich überwunden. Die letzte Krisis hat nach dieser Richtung heilsam gewirkt und namentlich verhindert, daß die Kapitalvermehrungen und Betriebserweiterungen in dem früher gewohnten Tempo fortgesetzt wurden. Im Jahr 1905 arbeiteten etwa 625 Millionen Mark in der elektrotechnischen Industrie; wesentlich wird diese Summe sich seitdem wohl nicht vergrößert haben. Das läßt schon erkennen, daß man auf dem Weg zur Konsolidirung weiter gekommen ist. Der Gegensatz zwischen den Großen und den mindestens zweihundert Spezialfabriken ist freilich noch nicht beseitigt. Die Großen können ungebührliche Preissteigerungen energisch abwehren, sind daher schon beim Bezug von Rohmaterial im Vortheil. Der Preis des Kupfers, zum Beispiel, wird ja durch spekulative Mandor mitbestimmt. Die amerikanischen Spekulanten, die den Kupferweltmarkt beherrschen, können durch Einsperrung der Waare die Preise halten oder nach Belieben noch höher treiben. Solche Versuche kann der große Abnehmer natürlich leichter vereiteln als der kleine, der sich vor den Folgen hoher Rohstoffpreise nur dadurch zu schützen vermag, daß er höhere Verkaufspreise durchzubrüden sucht. Um zwischen Rohmaterial und Fabrikat einen Preisausgleich zu ermöglichen, sind Verbände geschaffen worden, wie das Kartell der Glühlampenfabrikanten und die Vereinigung deutscher Starkstromkabel-Fabrikanten, die aber nur in vereinzelten Fällen wirksam eingzugreifen vermochten. Die Klage über das Mißverhältniß zwischen Herstellungs- und Verkaufspreis ist nicht verstummt. Und gerade der Zustand der Elektrizitätsindustrie muß auch dem Zweifler beweisen, daß es ohne starke Concerns heutzutage eben nicht mehr geht. Davon.

**Dampfplüge** bauen wir in den bewährtesten  
**Strassenlocomotiven** und  
**Dampfstrassenwalzen** bauen wir gleichfalls als Spe-  
 cialitäten in allen practischen  
 Grössen und zu den mässig-  
 sten Preisen.

**John Fowler & Co. in Magdeburg.**

## Berliner Bock-Brauerei

Abteilung I.  
 Tempelhofer Berg.

Berlin

Abteilung II.  
 Chausseestr. 58.

Wir empfehlen unsere anerkannt vor-  
 züglichen Biere in Gebinden u. Flaschen.

Gefällige Bestellungen erbitten  
 per Telefon: Amt VI, 3019, Amt IX, 9191, Amt III, 2903 u. 2623

Die Direktion.



Dr. med. Hofmann's  
 Kuranstalt für

## Herzkrankte

**BAD NAUHEIM**, Bismarckstr. 1, gegenüb. d. staatl. Badehäusern.  
*Elektrotherapie, Hydrotherapie, Gymnastik, Massage, Diätetik, Röntgenlaboratorium etc.*  
 — Ambulante Behandlung. — Sanatorium.

Dr. med. Jul. Hofmann, Dr. med. Ludwig Pöhlmann. Prosp. frei

## Hotel „Cecilie“ Wiesbaden

und **Badhaus**.  
 Erstklassiges Haus. Allerfeinste freie Lage neben Kurhaus u. Kgl. Theater.  
 Zimmer von Mk. 3.— an, mit Pension von Mk. 10.— an.

## Secession Kurfürsten-

Geöffnet täglich 9-7 Uhr.

Eintritt 1.— Mk., Sonntags 0,50 Mk.

Klinik (Sana-  
 torium) für  
 Berlin.

## Gallensteinkranke mit Kurhaus

Schönhausen  
 Nieder-

(Magen-, Darm-, Leberleidende).

Einheitliche Behandlung  
 Ohne Operation nach bewährten wissen-  
 schaftl. Methoden. Prospekte kostenfrei.

Idyllischer gesunder **Landaufenthalt** zur  
 Kur, Nachkur und Erholung. Schönste Lage  
 im königlichen Park Beste Verpflegung.

Dr. B. SCHÜRMAYER, Berlin SW., Königgrätzerstrasse 110

## 3 Stunden Schnellzug von Berlin

## Ostsee-Bad HERINGSdorf

(nur Sand-Strand)

## „KURHAUS“

Schönstes u. vornehmstes Hotel der Ostsee, allerersten Ranges, neubauet, am 1. Juni  
 d. J. eröffnet, direkt an d. gr. Dampferlandungsbrücke, unmittelbar am Strand u.  
 Kuypromenade, umgeben v. herrl. Buchenwald, 300 Zimmer, fast alle nach der  
 See, sämtlich mit Balkons in der gr. Glashalle, 2000 Personen, fest, Restaurant  
 mit vornehm. französischer Küche, Fahrstuhl, Ueberall elektr. Licht und Zentral-  
 heizung. Saison bis 1. November.

**BERLINER HOTEL-GESELLSCHAFT**

(Hotel „Der Kaiserhof“, Berlin).

**Sanatorium in Meiningen** in Thüringen für Nervenranke u. Entzündungskuren. Moderne physikalisch-diätetisch geleitete Anstalt mit familiärem Charakter. Besitzer: Nervenarzt Dr. med. **Carl Adolf Passow**. J. 55.

Insertionspreis für die 1spaltige Nonpareille-Zelle 75 Pfg.

Das Beste vom Besten ist  
**Dr. Alberti's** einzig echte  
**Puttendörfersche**  
**Schwefelseife**

Waschen Sie sich nur mit dieser  
**seit mehr als 50 Jahren**  
rühmlichst bekannten **Toiletteseife**

Gegen raue, spröde u. fleckige Haut, beseitigt  
Sommerspässen etc. und ist unerreicht zur  
Erzielung einer zarten, sammetweichen Haut.  
Preis **3 Pakete mit 2 Stück 50 Pfg.**  
**3 Pakete nur M. 1,25**

Zu beziehen durch die Fabrik  
**F. W. Puttendörfer, Berlin W. 30, Frobenstr. 21**

Erzieht  
schon  
nach  
kurzem  
Verbrauch

schöne  
zarte  
jugend-  
frische  
Haut.

Gold. u. silb. Medaille Paris 1900

**Für Magere u. Schwache!**

Blühend, muskeln, schnelle Körperregeneration, volle Figur werden Sie bewahrt.  
**Pohl's Herkules-Desserts,**  
Nähr- und Kraft-  
Nahrungsmittel, leicht verdaulich, für den Magen außerordentl. leicht verdaulich, f. Gemüthliche u. Kinder. In einer Woche sind bis 6 Pfund zugenommen. Garantiert völlig unfehllich. Jede Dose enthält 400 gts. 2 Dosen mit 11. —. Preis 1. —. Versandpost. **Georg Pohl, Berlin, KochstraÙe 11.**

**Eheschliessungen in England.**  
Führer d. d. betr. Gesetzte und Ratgeber für Eheschliess.-Reflekt. Preis 1,50 M. Verlag: **Brock & Co., 90 Queen St. London, E. C.**

**Ostseebad Neuendorf**  
auf Wollin

empfehlen sein Kurhaus Erholungsbedürftigen zu folgenden Pensionspreisen bei vollständiger Beköstigung:

wech- sel- lich.	{	1 Person 1 Zimmer 35 Mark
		2 Personen 1 Zimmer 62 Mark
		3 Personen 1 Zimmer 82 Mark
		Kinder unter 8 Jahren zahlen die Hälfte der ganzen Pension.

Prospekte gratis. Für unsere Mieter **Bäder frei**. Keine Kurtaxe. Reiseroute per Dampfer: Stettin-Laatzig, per Bahn: Stettin-Wollin-Warnow. Schnellzüge Misdroy. Wagen auf Bestellung in Laatzig oder Warnow, Misdroy.

**Geschwister Ruchholtz.**

**Schockethal** bei Cassel.

ideal-Kuranstalt f. nat. Heilw. Gr. Erfolge. Märchen-Lage Waldpk., Wassersport, Jagd. Prosp. Equip. Teleph. Dr. med. Dr. Schmitt.

**Hannover**

**Dr. Kaufmann's Sanatorium für Gallensteinleiden u. Stoffwechselkrankh.**

**Steuerndieb (H). Operationslos!**

Herrliche Lage. • Bewährte Methode. • Illust. Prospekte.

Dr. Rumler'sche

**Spezial-Heilanstalt Silvana, Genf 480**

für Neurasthenie (Nervenschwäche) der Männer (und zwar allgemeine — des Gehirns und Rückenmarks — sowie beschränkte, auf bestimmte Organe, wie Herz, Magen-Darm, Sexual-System etc. konzentrierte) Einzige, modernst eingerichtete, mit den vielseitigsten Heilfaktoren ausgestattete Anstalt, welche sich so ausschließlich diesen Leiden widmet und in langjähriger Erfahrung eigenartige, besonders wirksame Heilmethoden hierfür geschaffen hat. Luft und Klima ist hier gerade für Neurastheniker von eminenter, sozusagen spezifischer Wirkung, sodass in Verbindung mit unseren Kurmitteln die überraschendsten Erfolge erzielt werden, selbst bei Patienten, die schon alle möglichen Kuren erfolglos versucht. Prospekte durch die Direktion.

# Deutsche Mittelmeer-Levante-Linie

Norddeutscher Lloyd, Bremen — Deutsche Levante-Linie Hamburg.



Regelmässiger  
wöchentlicher Passagierdienst  
zwischen

**MARSEILLE · GENUA ·  
NEAPEL · PIRÄUS ·  
SMYRNA · KONSTANTINOPEL ·  
ODESSA · NICOLAJEFF · BATUM**  
und zurück

In allen Häfen genügend Aufenthalt  
zum Besuch der Sehenswürdigkeiten.  
Unterbrechung der Reise gespart.

Wegen Fahrkarten Auskunft über Reisen u.a. wende  
man sich ausschliesslich an:

**Norddeutscher Lloyd, Bremen**  
oder dessen Agenturen.

Für Gesellschaft, Reise und Sport  
unentbehrlich!

## Pallabona

Einzig dastehendes trockenes  
Haarreinigungsmittel.

Nasses od. spirituosos Waschen überflüssig  
Gesetzl. gesch. Acztlich empfohlen

Preis pro Schachtel 2,50 Mk.

Käuflich in allen f. Parfüm-, Drogeri- u.  
Friseurgeschäften oder direkt durch

**Pallabona-Vertrieb, München 66.**

## Photogr. Apparate

neueste Modelle, nur erstklassige  
Fabrikate zu Originalpreisen  
gegen bequeme Teilzahlungen  
ohne Preiserhöhung.

Goetz Trieder Binocle,  
Hensold's Dachprismen-Feldstecher,  
Erstkl. Harmoniums.  
Jll. Kataloge kostenfrei.

Schoenfeld & Co. Inhaber  
Hermann Roscher,  
BERLIN SW. 11, Schillingstr. 9.

## Nervenschwäche der Männer.

Ausführliche Prospekte  
mit gerichtl. Urteil u. ärztl. Gutachten  
gegen Mk. 0,20 für Porto unter Couvert  
Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 70.

•••••  
• **Arthur Schurig**

• **Rétif de la Bretonne.**

• Aus dem Leben und den Büchern eines  
• Erotomanen.

• Mit 4 Illust. M. 1,20.

• Julius Eichenberg, Leipzig, Königstr. 21

•••••

Niemand kaufe  
wieder

## Spielwaren



ohne n. d. letzt. Neuheiten v. Carl Brandt & Co.  
Gössnitz S.-A. gefragt zu haben in allen  
bess. Spielwaren-Geschäften erfüllt.

## Berliner-Theater-Anzeigen

### Kleines Theater.

Freitag, den 3. Sonnabend, den 4. u. Sonntag,  
den 5. August. Anfang 8 Uhr.

### Ein idealer Gatte.

Montag, den 6./8. **Nachtsyl.**  
Weitere Tage siehe Anschlagstafel

### Landes-Ausstellungs-Park.

Neu erbaut: Festsäle, Café u. Conditorei,  
gedeckt. Gartenhallen, Fontaine lumineuse.

Dejeuners v. 2,50 Mk. ab 2 Uhr Nachm.  
Diners v. 3,50 Mk., Soupers v. 4 Mk. an.

Täglich: Doppel-Concert.

### VERFASSER v. Dramen, Gedichten,

Romanen etc. bitten  
wir, sich zwecks Unterbreitung eines vor-  
teilhaften Vorschlags hinsichtlich Publi-  
kation ihrer Werke im Buchform, mit  
uns in Verbindung zu setzen.

15, Kaiser-Pl., BERLIN-WILMERSDORF.  
Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

### Komische Oper

Direktion: Hans Gregor.

Freitag, den 3. August, 8 Uhr.

### Hoffmanns Erzählungen

Sonnabend, den 4. August, 8 Uhr.

### Figaros Hochzeit

Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

### Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr:

## Auf, in's Metropol!

Grosse Jahres-Revue mit Gesang und Tanz  
in 9 Bildern von Julius Freund  
Musik von Victor Hollaender.

Bender.

Josephi.

Massary.

Giamptetro.

Steidl.

Lilly Walter.

**Passage-Theater.** Anfang  
8 Uhr.  
**Aranku** Die erste Fechterin  
der Welt.

4 Black Diamonds, Osk. Huber u. 14 erstkl. Num

Dr. med. Georg Beyer's Sanatorium

für **Zuckerkrank**

Dresden-Strehlen, Residenzstrasse Eigenes Laboratorium Näh. im Prospekt.

1855 geg. **MÖBEL-SPEZIAL-AUSSTELLUNG** Geg. 1855

für **Speise-, Herren- und Schlafzimmer**

**E. Langer, Tischlermeister, Kochstrasse 62**

Vorteilhafter Einkauf — Beste Ware — Weitgehendste Garantie

**Restaurant und Bar Riche**

Unter den Linden 27.

Dejeuners \* Diners \* Soupers

Täglich Concert bis morgens 4 Uhr

Weinhandlung u. Restaurant-Betriebs G. m. b. H.



## Herrliche, rentable Villen-Besitzung Trient (Südtirol).

Milde, prächtige Lage, staubfrei, Schöner Park (Palmen im Freien), Obst- u. Seidenzucht. Eigene starke Quelle. **Sehr ertragreiche Weingärten** bester Sorten. Alles ein Komplex mit Mauer, Villa und Nebengebäude im bestem Stande.

Preis nur 90 000 Kr. = ca. 76 500 M. Gefl. Anfragen unter „Gelegenheitskauf“ an **Daube & Co. G. m. b. H., München.**

**Patent** Friedrich 216  
Berlin **Arendt**  
bureau

## In 4. Auflage 1906 erschien: Der Marquis de Sade und seine Zeit.

Ein Beitr. z. Kultur- u. Sittengeschichte d. 18. Jahrhunderts. m. bes. Berich. a. d. Lehre v. d. **Psychopathia Sexualis** von Dr. Eugen Dührer.

573 S. Eleg. br. M. 10,—, Leinwbd. M. 11,50. Ferner in 7. Auflage:

**Geschichte d. Lustseuche im Altertum** nebst ausführl. Untersuch. üb. Venus- u. Phalluskult, Bordelle, Nousos, Theleia Päderastie u. and. geschichtl. Ausschweifgen. d. Alten. Von Dr. J. Rosenbaum. 435 Seit. Eleg. br. M. 6,—, Leinwbd. M. 7,50. **Prosp. a. Verzeichn. üb. kultur- u. sittengeschichtl. Werke** grat. frk. **H. Barsdorf, Berlin W 80, Habsburgerstr. 10.**

Stärkender u. Appetit  
erregender Wein.

# BYRRH

Jahresumsatz  
6 1/2 Millionen Flaschen

Auf allen Ausstellungen prämiert. 182 Med.

VIOLET FRÈRES, THUIR (FRANKREICH.)

Zu haben in allen besseren Wein- und Delikatessenhandlungen, Restaurants und sonst einschlägigen Geschäften.

## Ihre Sommerreise

sollten Sie nicht ohne «GRIEBEN'S REISE-FÜHRER» antreten. Ausführliche Verzeichnisse sendet kostenlos Ihre Buchhandlung oder der Verlag **ALBERT GOLDSCHMIDT in BERLIN W. 62.**

## Georg Hessing's Technisch-Orthopädische Heilanstalt Gross Lichterfelde-Ost, bei Berlin.

Erfolgreiche Behandlung bei freiem Umhergehen von: **Hüft-, Knie- und Knöchelgelenk-Entzündung**, sowie der Entzündung der Wirbelsäule, von frischen und alten Knochenbrüchen, Bruch des Schenkelhalses, Kinderlähmungen u. deren Folgen, **Verkrümmungen der Wirbelsäule, Verkrümmungen nach Gicht, Rheumatismus etc. Angeborener Hüft-Luxation**, auch nach erfolgloser Einrenkung und im vorgeschrittenen Alter.

— Prospekte auf Wunsch. —

— Eigener Wagen auf Verlangen an jedem Bahnhof Berlins. —

## Dresdner Werkstätten für Handwerkskunst

Einzelmöbel. Wohnungs-Einrichtungen. Mitarbeiter die hervorragendsten Künstler. Dresdner Hausgerät (Maschinen-Möbel, Zimmer von Mk. 300 an), Ausstattungsbriefe von Dr. Friedr. Naumann, sowie eine Denkschrift über das Dresdner Hausgerät Mk. 1.50. Dresdner Gartenmöbel (Preisbuch 50 Pf.), Künstlerstoffe und Teppiche. **WERKSTÄTTEN: BLASEWITZER-STR. 17; VERKAUFS- UND AUSSTELLUNGSRAUME: RINGSTR. 15.**



### Sanatorium Oberwaid

bei St. Gallen Schweiz.  
Naturheilanstalt I. Ranges mit allem Komfort nach Dr. Lahmann. Auch für Erholungsbedürftige und zur Nachkur. Spez.-Abteil. zur Behandlung von Frauenkrankheiten. 2 Aerzte, 1 Aerztin. Dir. Otto Wagner.

Beste Gelegenheit die Kur- mit einer Schweizreise und Besuch der Ausstellung in Mailand zu verbinden!  
Ausführl. illustr. Prospekte gratis.

Bestellungen  
auf die

## Einbanddecke

zum 55. Bande der „Zukunft“

(Nr. 27—39. III. Quartal des XIV. Jahrgangs).

elegant und dauerhaft in Halbfranz, mit vergoldeter Prägnung etc. zum Preise von Mark 1.50 werden von jeder Buchhandlung od. direkt vom Verlag der Zukunft, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3a entgegengenommen.

### Zur gefl. Beachtung!

**Nur noch Anastigmat!** — Obwohl seit der Erfindung des ersten Doppel-Anastigmaten, des Görr'schen, eine Unmenge Anastigmat-Typen aufgetaucht sind, gilt das Görr-Fabrikat noch heute als bestes; ihm fast ebenbürtig werden die Fabrikate der optischen Anstalt Meyer-Göllitz bezeichnet. Die Anastigmaten beider Weltfirmen werden schon seit Jahren ausschliesslich in die Union-Cameras der Firma Söckig & Co. montiert und dadurch sowie durch die gelungene Konstruktion der Apparate haben die Union-Cameras eine enorme Verbreitung gefunden und z. B. die Kodaks fast verdrängt. Viel zu der grossen Verbreitung haben auch die günstigen Zahlungsbedingungen, welche einzelne Grossgeschäfte, so auch die Firma Söckig gewähren, beigetragen; es lassen sich so die besten Apparate ohne fühlbare Ausgabe erwerben. Wer einen guten und dabei preiswerten Apparat zu kaufen wünscht, prüfe daher den unserem heutigen Heft beiliegenden Prospekt genauer Firma.



Regelmässige  
Schnell-Postdampfer-Verbindungen  
von  
**BREMEN**  
nach  
**AMERIKA**

New-York über Southampton · Cherbourg  
LONDON · PARIS  
Baltimore · Galveston · Cuba  
Südamerika · Brasilien · La Plata  
Mittelmeer · Aegypten  
Ostasien · Australien

Specialprospekte werden auch von  
sämtlichen Agenturen kostenfrei ausgegeben

**Norddeutscher Lloyd**  
**Bremen**

**Schriftsteller!**



Bekannter Verlag überm. litter.  
Werke aller Art. Trägt teils die  
Kosten. Auss. günst. Beding.  
Off. unt. B. M. 205. an Haasen-  
stein & Vogler, A.-G., Leipzig.

**Fusschweiss** auch Hand und  
Achselchweiss  
sofort geruchlos und normal durch  
**„Miotan“**

(gesetzl. gesch.) ganz unschädlich. Franko-  
Zusendung gegen 75 Pfg. in Briefmarken  
Echt einzig und allein bei **Max Arndt**,  
Berlin C. 19, Seydelstr. 31a am Spittelmarkt.

Belehen  
**Serenissimus?**  
W. Demer  
Cognac  
Tafel Likör

**„Sanatorium  
Zackental“**

Bahnlinie: Warmbrunn—Schreibersb. u.  
Fernsprecher 27.  
oberhalb

**Petersdorf im Riesengebirge**  
(Bahnhof)

für chronische, innere Erkrankungen, neu-  
rasthenische u. Rekonvaleszenten-Zustände,  
Diätetische Kuren.

Douchen, Wasser-, Kohlensäure-, Elektr.  
Wasser- und Licht-Bäder, Bestrahlungen,  
Vibrationsmassage, Inhalatorium nach  
Dr. Heryng, Luftbad, Liegehallen.

Centralwarmwasserheizung, elektr. Be-  
leuchtung, Romanische windgeschützte,  
nebelfreie, nadelholzreiche Lage. See-  
höhe 450 m. Ganzes Jahr geöffnet.  
Näheres Dr. med. Bartsch, dritg. Arzt  
oder Administration in Berlin S.-W.,  
Möckerstr. 118.



Der Vesuv in seiner neuen Gestalt.